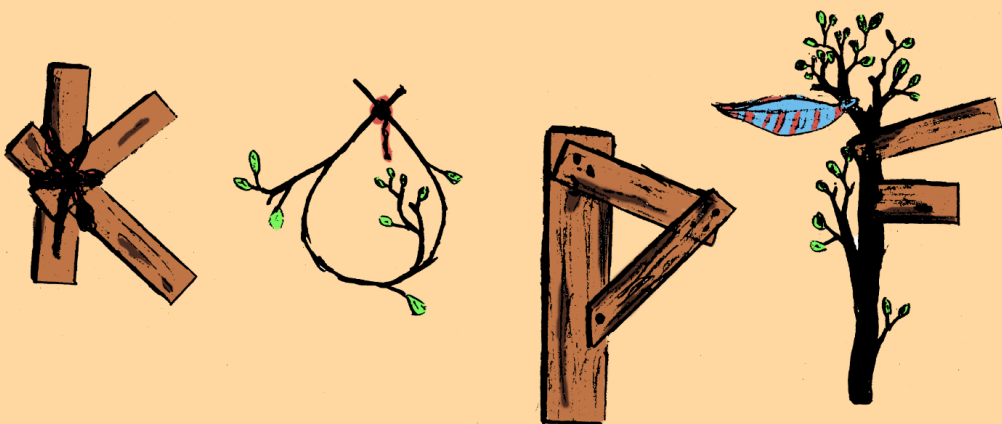


mein **Leben**

auf den



GESTELLT

wurde

Als mein Leben auf den Kopf gestellt wurde

September 2022

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|---------------------------------------|-----|
| PROLOG - EINE KLEINE EINLEITUNG | 7 |
| CHAOSBOMBE | 9 |
| FREMDE WELT | 19 |
| LUCY | 31 |
| IM KRANKENHAUS | 41 |
| DIE AUFNAHMEPRÜFUNG | 51 |
| GEHEIMMISSION GROSSVATER | 63 |
| NACHFORSCHUNGEN | 75 |
| RATLOS | 85 |
| KRANKENSCHWESTERN | 95 |
| EIN MERKWÜRDIGER ZUFALL..... | 105 |
| BEICHTE..... | 115 |
| EPILOG | 125 |
| EINE KURZE ÜBERSICHT | 127 |

PROLOG - EINE KLEINE EINLEITUNG

Das da bin ICH. Und ICH bin Annalena Alfsteiner. Und Annalena Alfsteiner ist ein ziemlich *verdrehtes*, elfjähriges Mädchen; das muss man wirklich sagen.

Aber noch verdrehter ist wohl ihre - meine - Familie. Zumindest Mama. Naja, Paps eigentlich auch. Nur andersrum verdreht - wenn ihr wisst, wie ich das meine.

Und wenn man eine linksrum verdrehte Mutter hat, kombiniert mit einem rechtsherum verdrehten Vater und selbst in *beide* Richtungen verdreht ist, dann kann das Chaos nicht mehr weit sein. Elf ein Viertel Jahre hatte es mich verschont, doch jetzt entlud es sich in einem Schwall.



Annalena Alfsteiner

CHAOSBOMBE

„Wir ziehen um? Dein Ernst jetzt?“ Das musste ein schlechter Scherz sein.

„Ohne mich!“

Entschlossen verschränkte ich die Arme. „Ich bleibe hier!“ - „Es ist doch nur vorübergehend“, versuchte Paps mich zu beschwichtigen. „Eigentlich kann man es nicht wirklich umziehen nennen - eher ...“, Paps suchte nach dem richtigen Wort, „... verreisen. Was hältst du davon?“

Ich starrte immer noch wie ein Auto.

„Wieso denn überhaupt? Können wir nicht einfach hierbleiben? Ich meine - was soll das Ganze?“ Meine Eltern tauschten einen Blick aus. Einen Blick von dieser „Eltern-Sorte“. Einen Blick, den ich gar nicht mochte.

„Hör zu, Nena - Mama ist krank.“ Mama kaute unbehaglich auf ihrer Unterlippe herum. „Was, Oma ist krank?“, wollte ich wissen. „Ja, sehr schlimm krank. Und deswegen ...“

Ich unterbrach Mama: „Aber das kann doch gar nicht sein. Wir waren doch gestern noch dort und Oma ging es blendend!“ - „Nein, nicht Oma Birgit!“, sagte Mama.

„Meine Mutter, Valentina!“ - „Ach, die! Hmm. Die kenn‘ ich ja gar nicht.“ - „Dann wirst du sie kennenlernen!“ - mischte Paps sich wieder ein.

„Aber verstehst du jetzt, wieso wir dorthin müssen?“ - „Ja, klar“, murmelte ich. Wenn diese unbekannte Oma krank war, natürlich mussten wir dann zu ihr.

„Danke!“ Mama sah erleichtert aus.

„Dann machen wir uns am besten direkt morgen auf den Weg“, meinte Paps. „Schließlich dauert es etwas länger und die Buchung des Fl ...“ Er unterbrach sich. „Ah, naja, pack am besten schon mal deinen Koffer.“

Fluchtartig verließ er das Zimmer. Mama lächelte mir noch einmal zu und verschwand dann in Richtung Werkstatt.

Sie ist von Beruf Tischlerin und baut alles Mögliche aus Holz. Sie liebt es, Pläne zu entwerfen, Holz glatt zu schmirgeln und kann unheimlich gut mit Hammer, Nagel und Säge umgehen. Dieses Talent habe ich nicht von ihr geerbt. Wenn ich mich als Handwerkerin versuche, kommen meist nur ein paar schief zusammengenagelte Bretter dabei heraus.



Stefanie Alfsteiner - MAMA

Ich liebe es, Lederarmbänder zu flechten. Aber das ist keine große Kunst. Zeichnen kann ich ganz gut. Deshalb kann ich Paps manchmal helfen. Er ist Kunst- und Biologielehrer an irgend so einer Hochschule in Frankfurt.



Herr Christopher Alfsteiner - auch Paps genannt

Ich selbst weiß noch überhaupt nicht, was ich mal werden will. Tischlerin auf jeden Fall nicht.

Marc aus meiner Klasse hat gesagt, ich soll Pippi Langstrumpf werden. Er macht sich immer über meine roten Haare lustig und nennt mich „Nena Langstrumpf“.

Obwohl ich eigentlich nur Nena heiße. Also, so nennt mich alle Welt.

Meinen vollen Namen, Annalena Valentina Alfsteiner, kennt kaum jemand. Und das ist auch gut so, weil: erstens

passt Nena viel besser zu mir als Annalena Valentina Weißderhimmel, zweitens ist das viel zu lang und drittens würden mich dann alle nur noch „Hexe Valentina“ nennen.

„Nena Langstrumpf“ reicht mir.

Es gibt wohl nur zwei in der Schule, die mich verstehen: Fannie und Koko. Das Blöde (oder Gute) ist, dass das keine menschlichen Zwei sind.

Fannie ist unsere Klassenhündin und Koko ist das Albino-Kaninchen, das in einem Käfig auf der Fensterbank hockt. So richtig helfen können die mir auch nicht - aber ich werde sie vermissen, wenn wir zu Oma fahren. Hmm. Oma. Ich habe überhaupt keine Ahnung, wer das ist, denn ich habe sie noch nie in meinem Leben gesehen. Ich weiß nur drei Dinge über sie:

1. Sie heißt Valentina, von ihr habe ich meinen Zweitnamen.
2. Sie lebt alleine - mein Opa ist auf rätselhafte Weise verschwunden.
3. Sie ist direkt, nachdem sie mit der Schule fertig war, nach England -

Moment mal grade...

Sie ist nach England ausgewandert, richtig. Und meines Wissens war sie zwar mal in Deutschland, ist dann aber wieder zurückgezogen.

In meinem Kopf begann sich alles langsam, aber sicher im Kreis zu drehen. Das passiert jedes Mal, wenn ich neue Informationen erstmal verarbeiten muss. Ich schüttelte

mehrmals den Kopf, um das rotierende Gedankenkarussell zum Anhalten zu bringen.

Das hatte Paps also mit „Buchung des Fl ...“ gemeint. *Wieso* hatte keiner mir etwas davon gesagt?

In eine andere deutsche Stadt zu ziehen, kilometerweit entfernt von Fannie, Koko, meinem Zimmer, dem Wäldchen hinter unserem Haus und meinem Geheimversteck in der alten Mühle, das war das Eine - aber womöglich viele Monate, wenn nicht ein Jahr, in ENGLAND zu verbringen, wo ich die Leute, die etwas zu mir sagten, nicht einmal verstehen würde, das ging doch etwas zu weit.

Und das auch noch gleich morgen! Wie Paps bis dahin einen Flug buchen wollte, war mir zwar ein Rätsel, aber ich würde mich nicht einmal von Koko verabschieden können.

Naja - zumindest Fannie wollte ich nicht links liegen lassen. Also schnappte ich mir meinen Roller und sauste los.

*

Im Gegensatz zu Koko wohnt Fannie nicht in der Schule, sondern bei einer alten Dame am Dorfrand: Frau Nepomuck. Sie ist die Oma von Nica aus meiner Klasse und gleichzeitig meine Oboenlehrerin.

Ich habe immer donnerstags bei ihr Musikunterricht - noch etwas, das mir fehlen würde. Erneut stieg die Wehmut in mir auf.



Frau Nepomuck

Ich nahm die Häuser, Straßen, Einfahrten, Mauern und Gartenzäune, die an mir vorbeirasteten, heute viel bewusster wahr als sonst. Auf diesem Weg war mir jede Straßenlaterne und jeder Gullideckel vertraut. Es war zum Teil auch mein früherer Grundschulweg gewesen und jetzt ging ich eben dieselben Bürgersteige zur Bushaltestelle entlang.

Das heißt - ich *war* gegangen. Die traurige Wahrheit überkam mich: Wann würde ich das alles wohl wiedersehen?

Ich hoffte auf eine Wendung der Dinge, einen Schicksalsschlag, der mich retten würde. Eigentlich hatte ich immer gedacht, ich hätte hier gar nicht so viel, um das es mir wehtun könnte.

Keine besten Schulfreunde (menschlichen Schulfreunde, müsste ich sagen), keine Verwandten, die in der Nähe wohnten; nur Fannie, Koko und Frau Nepomuck. Doch jetzt wurde mir bewusst, dass es weit mehr war als das. Weit mehr, was ich zurücklassen musste.

Ein Kloß bildete sich in meinem Hals, und ich beschleunigte meinen Roller, um mich - vorübergehend ein letztes Mal - an Fannies weiches, goldbraunes Fell schmiegen und die Wärme ihres Körpers spüren zu können. Darauf freute ich mich jedes Mal, wenn vor mir Frau Nepomucks windschiefes Häuschen auftauchte.



Fannie, der beste Hund der Welt (ein Golden Retriever übrigens)

*

An der Tür, die tagsüber immer offen war, wurde ich von Fannie sofort stürmisch begrüßt. Ich musste lachen.

Egal wie oft ich kam, Fannie freute sich immer, mich zu sehen. Ich ging in die Knie und vergrub meine Nase tief in Fannies Fell. Wie immer stieg mir der altbekannte Duft in die Nase. Die Hündin roch nach einem Mischmasch aus Orangenscheiben, Hundeshampoo, Leckerlis, ein wenig Schweiß und noch etwas anderem, für das ich keine Bezeichnung habe. Es ist wohl einfach Fannies ganz persönlicher Duft.

Ach übrigens: Die Orangenscheiben kommen von Frau Nepomuck. Sie hat in jedem Raum welche liegen und sie selber riecht ganz besonders stark danach; nach einer Mischung aus Orangenscheiben und Veilchen. Dadurch habe ich im Laufe der Jahre gelernt, Frau Nepomuck zu bemerken, ohne *sehen* zu müssen, dass sie da ist.

So auch jetzt. Als sich in Fannies Duft das Veilchen-Aroma mischte, brauchte ich mich nicht umzudrehen, um sie zu begrüßen.

„Hallo Nena“, erwiderte sie dies. Um dann ohne Umschweife zu bemerken: „Du siehst so bedrückt aus, was ist los?“ Ich seufzte tief. „Wir - naja, Paps nennt es »wir verreisen.«“ - „Ah, ihr macht Urlaub, wie schön! Aber das ist doch ein Grund, sich zu freuen und kein Grund, traurig zu sein!“ - „Ich weiß. Ich finde ja auch, dass der Begriff »verreisen« nicht sehr gut passt, »umziehen« trifft es besser. Und zwar nach England!“

Betretene Stille folgte.

„Paps sagt, es ist nur vorübergehend. Wir kümmern uns um Oma - die ist nämlich krank - und fahren dann wieder zurück. Aber Mama hat durchblicken lassen - oder zumindest glaube ich das - dass sie dableiben will. Bei ihrer Mutter. Und das verstehe ich auch“, murmelte ich. „Aber -

dann kann ich dich doch nicht mehr besuchen. Und Fannie. Und Koko. Und meine alte Schule. Und das Wäldchen und ...“ Meine Stimme versagte. „Was?“, hakte Frau Nepomuck mitfühlend nach.

„Und mein Zuhause“, flüsterte ich. „Ich gehöre doch hierhin. Nicht irgendwo nach England!“

Tröstend tätschelte Frau Nepomuck mir den Arm. Ich kam mir vor wie ein kleines Kind, das Schutz sucht.

Verzweifelt kralte ich Fannies Hals. Frau Nepomuck war mit der Zeit wie eine Ersatzoma für mich geworden (was Nica nicht immer gepasst hat).

Anscheinend musste ich sie jetzt zurücklassen und stattdessen meine richtige Oma kennenlernen.

*Es erfordert viel Mut,
etwas Neues zu wagen.
Doch manchmal bringt
gerade Neues eine
glückliche Wendung ...*

FREMDE WELT

Das Geräusch der Flugzeugmotoren dröhnte in meinen Ohren, als die Maschine zur Landung ansetzte.

Ich schob mir das sechste Kaugummi in den Mund und hoffte, dass das den Druck auf meinen Ohren mindern würde. Es war zum Verrücktwerden. Alle Leute um uns herum sahen wie Urlauber aus, die sich darauf freuten, die zweite Hälfte der Sommerferien in London, Nottingham oder Liverpool zu verbringen.

Aber ihre gute Laune konnte ich leider nicht teilen.

Der Druck in meinen Ohren wurde stärker - die Flugmaschine kam dem Boden immer näher. Ich spürte auf einmal, wie aufgeregt ich war. Hoffentlich würde es nicht so schlimm werden, wie ich es mir gestern Nacht in meinen Albträumen vorgestellt hatte!

Nachdem wir gelandet und ausgestiegen waren, ging das Chaos, das schon vor dem Einsteigen geherrscht hatte, von vorne los.

Koffer suchen, Passkontrolle, raus aus dem Flughafen und wieder rein, weil Paps sein Portemonnaie liegengelassen hatte ... So ging das eine ganze Weile.

Mittlerweile war es schon Mittag und ich hatte Hunger. Also steuerten wir eine „Fish & Chips“-Bude ganz in der Nähe an.

„Good morning!“, begrüßte uns die Dame an der Ausgabe, obwohl es gar nicht mehr Morgen war. „What would you like?“ - „Äh ... wir hätten gerne ... three ... portions?“

Obwohl Paps Bio- und Kunstlehrer war, in Englisch war er eine Niete, da er, als er Kind gewesen war, dieses Schulfach nie gehabt hatte. Vielleicht lag es auch daran, dass er sich mit „Frau Hoffelpoff“ (eigentlich Frau Hoffmann-Schoff), der Englischlehrerin seiner Schule, überhaupt nicht gut verstand.

Also half ich aus: „We'd like three servings, please.“ - „One moment, please.“

Die Frau griff sich eine Frittenzange, schaufelte drei Pappteller mit „Chips“ voll und stapelte daneben Fischstäbchen auf. Dann schob sie die Teller auf den Tresen.

„Anything else?“ - „No, thanks“, beeilte ich mich zu sagen. „6.50 pounds, please.“

Mama holte einen Beutel mit britischem Geld aus ihrer Tasche, welches sie getauscht hatte. Sie legte £6.50 auf den Tresen und griff nach ihrem Teller. „Thank you, goodbye!“ - „Have a nice day!“, verabschiedete sich die Frau und wandte sich wieder den Fritten zu.

Paps und ich schnappten uns ebenfalls unser Essen samt Plastikgabeln und machten uns aus dem Staub.

„Puuuh, Paps, ich denke, da musst du noch eine Menge üben, wenn du hier leben willst!“, kicherte ich, sobald wir einen Platz zum Sitzen gefunden hatten. Paps grummelte etwas Unverständliches in seine Bartstoppeln.

„Ich habe gehört, dass die Schule hier in der Nähe - sie heißt Marcwood School - Englisch-Kurse anbietet. Vielleicht könntest du ja einem beitreten?“, schlug Mama vor.

„Waas?“ Paps sah entsetzt aus. „Da sind bestimmt nur Jugendliche!“ - „Soll das eine Beleidigung sein?“, wollte ich

gespielt entrüstet wissen. Abwehrend hob Paps die Hände. „Natürlich nicht! Ich meinte nur ...“

Mama beruhigte ihn: „Es gibt auch Erwachsenenkurse!“

Paps seufzte erleichtert. Da wandte Mama sich an mich: „Du könntest dort doch auch einen Jugendkurs besuchen. Schließlich ist dein Englisch auch noch nicht vollkommen ausgereift. Und außerdem ist das doch eine super Gelegenheit, deine vorläufige neue Schule schon ein bisschen kennenzulernen, was meinst du?“

Die Fritte blieb mir im Hals stecken. Hustend würgte ich sie wieder hervor und schnappte nach Luft.

Ich konnte gerade noch ein „mal sehen“ herausbringen. In meinem Kopf drehte sich alles. Das mit der Schule hatte ich vollkommen vergessen. Eigentlich machte es mir nichts aus, die Schule zu wechseln - Problem nur, dass sich die neue Schule in ENGLAND befand.

Das hieß, dass ich in Zukunft mit lauter Kindern, die hier in England aufgewachsen waren, eine vollkommen andere Sprache als ich sprach und mich garantiert wie eine Außerirdische aufnehmen würden, nur weil ich aus Deutschland kam, in eine Klasse gehen musste.

Schlimmer konnte auch kein Albtraum sein!!

*

Nachdem wir die Fritten und die Fischstäbchen verteilt hatten (oder vielmehr Mama und Paps, denn mir war gehörig der Appetit vergangen), machten wir uns auf den Weg zur nächsten Bushaltestelle, denn schließlich hatten wir kein Auto. Heute Morgen hatte Opa Heinz uns zum

Flughafen gefahren. Unser alter Kombi würde ebenfalls in Deutschland bei Oma und Opa bleiben.

Die Fahrt dauerte ewig. Im fünften Bus schlief ich glatt ein. Zum Glück weckte Mama mich rechtzeitig: „In zwei Kilometern sind wir da, Liebling!“

Mit einem Schlag war ich hellwach. Es wurde ernst. Zwar war ich gespannt auf Oma Valentinas Haus, aber hoffte natürlich auch, dass ich keine acht Monate in einem stinkenden Rattenloch verbringen musste.

Obwohl die Häuschen, die am Fenster vorbeiflogen, eigentlich ganz nett aussahen: Einstöckige Holz- oder Fachwerkhäuser mit grün oder rot gestrichenen Zäunen und Reetdach-Garagen.

So schlimm sah es gar nicht aus.

Ehe ich weiter nachgrübeln konnte, kam der Bus mit einem Ruck zum Stehen. Ich ließ mich von der Menge hinausschieben und zog etwas mühsam meine Koffer hinter mir her. Paps, mit einem Stadtplan in der Hand, übernahm die Führung.

Wir gingen dreimal um die Ecke, überquerten die Straße und passierten ein Schild mit der Aufschrift „Welcome to Merrington“. Paps führte uns nochmal um zwei Biegungen, dann hielt er inne.

„Hinter der nächsten Ecke müsste es sein!“, verkündete er.

Ich holte tief Luft, rüstete mich für das Schlimmste und folgte Paps in die „Berry Street“, wie das Straßenschild besagte.

Oma Valentinas wohnte im ersten Haus der Straße. ‚Wie die Villa Kunterbunt - nur kleiner‘, war das Erste, was mir durch den Kopf schoss.

Es war ein Holzhaus, gelb gestrichen und mit roten Fensterläden. Im Garten blühten Hortensien und Heckenrosen mit Flieder und Rhabarber um die Wette. Eigentlich ganz gemütlich.

Paps war anscheinend auch der Meinung: „Wie idyllisch!“, seufzte er. Mama bewunderte die Holzwände und strich eingehend über jedes Brett.

Das Haus schien erst vor ein oder zwei Monaten frisch gestrichen worden zu sein. Die Farbe strahlte nur so im Sonnenschein. Ich strahlte ebenfalls. Hier konnte man es aushalten!

Der Haustürschlüssel lag unter dem Blumentopf rechts neben der Tür. Die war nicht aus Holz, sondern sah sogar einigermaßen modern aus. Was man von dem Rest des Hauses nicht behaupten konnte.

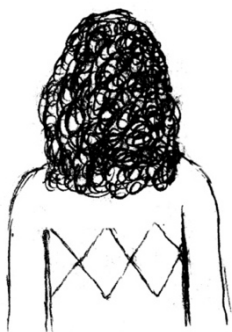
Die Wände (die natürlich aus Stein waren und außen nur Bretter angenagelt bekommen hatten) waren dunkelgelb, orange oder mintgrün angestrichen (außer im Badezimmer, dort waren altmodische, terracottafarbene Fliesen ausgelegt) und ächzten unter der Last von Fotos oder recht alt aussehenden Gemälden.

Darauf waren die unterschiedlichsten Dinge abgebildet. Die meisten Bilder zeigten Blumen, aber es gab auch Wälder, Seen im Mondlicht oder blühende Rapsfelder.

Darüber hinaus fand ich in einigen Gemälden alte Tonkrüge, Gießkannen und leere Vasen, ein paar Federn, darunter auch Schreibfedern, sowie drei oder vier alte Landkarten. Dann gab es noch haufenweise abstrakte Kunst und einige mit Tinte geschriebene schlaue Sprüche.

In einem Zimmer hingen ganz viele Tierfotos. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein großes

Gemälde, auf dem die Umrisse eines großen Engels zu sehen waren.



Nachdenklich betrachtete ich das Gemälde. Es stand nicht darauf, wer es gemalt hatte, aber es musste ein begabter Künstler gewesen sein. Der Spruch unter dem Engel hakte sich in meinen Gedanken fest und ich konnte ihn nicht mehr loswerden.

*Freunde sind Engel, die uns auf die Beine helfen,
wenn unsere Flügel vergessen haben, wie man fliegt ...*

Ich hoffte, dass ich hier in England meinen Engel finden und dadurch selbst ein Engel werden würde.

*

Nach meiner ersten Erkundungstour durchs Haus vermerkte ich Folgendes: Das Haus war mittelgroß und etwas altmodisch, aber dennoch hell, freundlich und sehr gemütlich.

Es gab sieben Zimmer. Unten befanden sich eine Küche mit Herd, Backofen und vielen vollgestopften Schränken, ein Wohnzimmer mit einer violetten Couch, drei Sesseln, vielen Kissen und Teppichen sowie einen 1980er-Fernseher (der erstaunlicherweise zu funktionieren schien), und ein Esszimmer, das nur durch einen hellgelben Vorhang vom Wohnzimmer getrennt war.

Dieses beinhaltete einen Holztisch mit vier Stühlen und einen großen Geschirrschrank (das Geschirr darin war weiß und mit goldenen Rändern oder Blumen verziert).

Eine knarrende Holzwendeltreppe mit wackligem Geländer führte in die obere Etage. Dort gab es ein Badezimmer, ein Gästezimmer mit Bett, Kleiderschrank und Teppich, ein Zimmer, das halb Wäschezimmer und halb Arbeitszimmer war und eine Waschmaschine, ein Bügelbrett, einen Wäscheständer sowie einen großen Schreibtisch und Regale beinhaltete.

Außerdem war dort Valentinas Schlafzimmer. In diesem gab es ein großes Doppelbett, eine Kommode mit Spiegel (deren Schubladen verschlossen waren) und einen großen Kleiderschrank. Auf allem lag eine dünne Schicht Staub, die mit der unter dem Bett aber lange nicht mithalten konnte. Alles machte einen ziemlich verwahrlosten Eindruck.

Auf der Kommode entdeckte ich ein Foto von einer jungen Frau mit orange-roten Haaren, die mir - bis auf die Locken - glich, als wäre ich ihre Miniaturausgabe.

Das musste Oma Valentina in jung sein. Auf dem Foto lachte sie in die Kamera und ihre hellblauen Augen strahlten mich an. Ich musste schlucken und fragte mich, wie es meiner Oma wohl gerade ging.

Das Klackern der Türklinke riss mich aus meinen Gedanken.

Mama kam ins Zimmer. „Hallo, mein Schatz! Hast du das Haus schon erkundet?“ Ich nickte. „Ein bisschen viele Fotos für meinen Geschmack. Aber ansonsten ist es ganz gemütlich.“

Mama lächelte. „Valentina liebt Fotos und Gemälde. Jedes erinnert sie an einen bestimmten Augenblick in ihrem Leben.“

Sie sah sich in Erinnerungen schwelgend um. „Sie hat hier für 19 Jahre mit meinem Vater und mir gelebt. Als sie sich getrennt haben, ist sie später wieder hergekommen.“

Traurig pustete Mama sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

„Sie hat ihr Einverständnis gegeben, dass wir, solange sie im Krankenhaus ist, hier wohnen und sie oft besuchen können ...“

Da fiel ihr Blick auf das Foto auf der Kommode. Ich meinte zu sehen, wie sie sich verstohlen eine Träne aus dem Augenwinkel wischte.

„Geh‘ doch raus, Nena. Du kannst etwas die Gegend erkunden“, sagte sie mit etwas erstickter Stimme. Ich warf ihr noch einen mitfühlenden Blick zu, dann flitzte ich aus dem Zimmer, schlüpfte in meine Turnschuhe und rannte aus der Haustür.

*

Ich stieg auf meinen Roller (den ich natürlich mitgenommen hatte) und stieß mich ab. Klappernd fuhr ich in langsamem Tempo die „Berry Street“ weiter entlang.

Sie war nicht sehr breit und es herrschte auch nicht gerade reges Treiben. Bisher war mir noch kein einziges Auto begegnet und auch die meisten Leute zogen sich wohl um die Mittagszeit (es war 14 Uhr - oder besser 2 pm) in ihre Häuser zurück.

Schöne Häuser waren das, denn sie hatten zwar keine gelbe Holzvertäfelung, sahen aber trotzdem durch ihre roten Mauersteine, weiß getünchten Fensterrahmen und Giebeldächer sehr einladend aus.

Es gab auch einige Fachwerkhäuser mit grünen Fensterläden. Manche davon hatten Reetdächer und bei fast allen Häusern entdeckte ich Blumenkästen auf den Fensterbänken, aus denen Blumen in allen Arten und Farben herauswucherten.

Auch in den kleinen Vorgärten, die meist von einem kleinen Gartenzaun umschlossen wurden, gab es viele Blütenmeere und sich rankende grüne Stängel mit frischen und gesunden Blättchen. Überall spross und blühte es. Es sah fantastisch aus.

Unsere Straße in Deutschland, der Luxheimer Weg, war dagegen stinklangweilig, denn die meisten Leute dort hatten nur öde Steinvorgärten oder verdorrte Rasenflächen mit einem halb ausgerupften Blumenkasten in der Mitte.

In unserem Vorgarten wuchsen zwar einige grüne Büsche und sogar ein junger Tannenbaum, aber bunte Blumen gab es nur vereinzelt. Hinter unserem Haus sah es nicht viel besser aus ... Und trotzdem vermisste ich es.

Oma Valentinas Haus konnte noch so super sein und die Umgebung noch so idyllisch - das hier war nicht mein Zuhause.

Ich kannte hier überhaupt niemanden, geschweige denn, dass ich mit jemandem befreundet war. Prompt musste ich an Fannie denken. Ich vermisste ihr weiches Fell, ihre dunklen Augen und ihren so besonderen Duft. Auch Frau Nepomucks tröstende Stimme und das lustige Zittern von Kokos Barthaaren fehlten mir ...

Ich hatte ganz schön Heimweh!

Aber Oma brauchte uns. Ich holte tief Luft und gab mir innerlich einen Ruck. Na schön, ich würde hierbleiben, bis Valentina wieder gesund war. Solange ...

„WAAAAAHH!!!“

Ich wurde wortwörtlich aus meinen Gedanken geschleudert, als ich mit jemandem zusammenstieß. Ein heftiger Schmerz durchzuckte meinen Po.

Mist! Ich war genau auf mein Steißbein geknallt. Verdammt, tat das weh!

Blinzelnd hob ich den Kopf, um die Ursache für meinen Sturz ausfindig zu machen. Überrascht riss ich die Augen auf.

Vor mir stand ein ungefähr ein bis zwei Jahre jüngerer Mädchen, das mich neugierig musterte. Mit einem verlegenen Grinsen hielt sie mir ihre Hand hin.

„Sorry! Are you okay?“

LUCY

Das fremde Mädchen hatte welliges, dunkelbraunes Haar und leicht braune Haut. Sie mochte etwa neun oder zehn sein. An den Füßen trug sie Inlineskates, die schon ziemlich zerkratzt aussahen. Dankbar ergriff ich ihre Hand und zog mich hoch.

„No problem, I'm fine.“ Das war nur halb gelogen, denn zum Glück ließ das Pochen in meinem Po langsam nach.

„It's hopeless, I'm a total loser at inline skating!“, schimpfte das Mädchen. „Now, this is the third accident I've had. I can practise and practise, but I'm just not getting any better. It's so humiliating! Sorry again. Hey - who are you after all? I don't remember meeting you here before.“

Mit gerunzelter Stirn musterte sie mich von oben bis unten.

„Yes, I'm new here“, klärte ich sie auf. „I live in my grandma's house now - in the yellow one back there.“

Ich deutete auf Valentinas Haus. Die Augen des Mädchens weiteten sich vor Erstaunen.

„Then *you* are Valentina's granddaughter?“

„Yes! Do you know Valentina?“, wollte ich verwundert wissen.

„Yes, of course, I've often visited her, and she was always very friendly ... It's very sad that she's sick!“

Ich nickte, dabei kam mir das alles total schräg vor. Dieses vollkommen fremde Mädchen kannte meine eigene Oma besser als ich - mal nebenbei gesagt: Ich kannte meine eigene Oma überhaupt nicht! Da meldete sich das Mädchen erneut zu Wort:

„Oh, by the way, I'm Lucy. Lucy Roberts, and I'm nine years, ten months and four days old. My tenth birthday is in 27 days! I live in 18 Daffodill Way - and what about you?“

Also stellte ich mich vor: „My name is Annalena, but you can call me Nena, and I'm from Germany -“

Lucy unterbrach mich, als sie scharf die Luft einsog.

„Du kommst aus Deutschland?“, rief sie verblüfft aus.
„Ist ja irre!“



Lucy Roberts

Sie strahlte. Völlig perplex starrte ich sie an. Das konnte doch nicht wahr sein!!

„Du etwa auch?“, brachte ich schließlich heraus.

„Naja, nicht direkt“, antwortete sie. „Mein Vater und dessen ganze Familie kommen von dort, aber ich bin in England geboren. Meine Mutter stammt von hier und Papa ist zu ihr gezogen, nachdem sie geheiratet hatten.“

Aber wir fahren jeden Sommer nach Deutschland an die Nordsee, da wohnt fast Papas ganze Familie! Meine Großeltern, Onkel Klaus und Tante Barbara, meine Cousins, meine Schwester Mel mit ihrem Freund und - seit drei Monaten - ihre Tochter Raphaela, meine Nichte!“

„Du hast eine Nichte? Cool!“

Mein Herz machte gleichzeitig einen Hüpf. Ich hatte tatsächlich ein deutschsprachiges und obendrein echt sympathisches Mädchen hier in England gefunden!

Das nannte ich Glück!

Doch es kam noch besser: „Du musst dich unbedingt unserer Bande anschließen! Wir sind nämlich nicht die einzigen Kinder hier in der Umgebung, die deutsch sprechen.“

Ich habe zwei kleine Brüder - total nervig, sag ich dir - und dann gibt es noch Jack und Theresa. Die wohnen im Nachbardorf, Hill Village, nur einen Kilometer entfernt. Jack und Theresa sind vor viereinhalb Jahren hierhergezogen, und nachdem Jack und ich uns kennengelernt hatten, haben wir beschlossen, eine Art Bande zu gründen - damals haben wir sie, glaube ich, GG genannt, das steht für »Germany-Gang«.

Aber seitdem hat sie schon mindestens zwanzigmal ihren Namen geändert. Im Moment heißen wir »Geheimmission ... « ... äh, darf ich nicht sagen, ist top

secret. Aber wenn Theresa dich offiziell in den Club der Deutschen aufnimmt, wirst du es erfahren.

Weißt du, Theresa ist unsere Anführerin, weil sie die Älteste ist - sie ist vierzehn. Jack ist gerade gut zwölf, und meine Brüder sind sechs und sieben und ziemliche Nervensägen.

Sie heißen Noah und Leo. Sieh dich vor ihnen vor, sie sind richtig gute Streichespieler. Ach, übrigens haben wir auch ein Geheimquartier. Da treffen wir uns fast jeden Nachmittag. Hey, weißt du was - ich nehm' dich morgen einfach mit. Was hältst du davon?"

„Au ja!“ Ich strahlte. Das wurde ja immer besser!

„Cool! Dann treffen wir uns morgen um viertel vor drei bei Valentinas Haus. Ich komm' dich abholen. Ach so - eins noch: Ich muss dir leider die Augen verbinden, wenn wir zu dem Quartier gehen. Das ist eine unserer wichtigsten Regeln: *»Wir weihen niemanden in die Geheimnisse unserer Bande ein oder verhelfen Eindringlingen dazu, unsere Rätsel zu knacken.«*

Eigentlich ist das nur eine Vorsichtsmaßnahme gegen die »Tramps«, aber solange Theresa dich noch nicht in die Gang aufgenommen hat, mach ich's lieber trotzdem, denn bei einem Verstoß darf man drei Tage lang nicht zum Treffen kommen.“

„Was sind denn »Tramps«?“, wollte ich wissen. „Auf Deutsch heißt das »Landstreicher«. Die Tramps sind ...“ Lucy brach ab und ihr Gesichtsausdruck verfinsterte sich, als ihr Blick auf etwas hinter mir fiel.

„Oh nein, da kommen sie ...“

Verwundert drehte ich mich um. Vom anderen Ende der Straße näherten sich uns fünf Jugendliche, drei Jungs

und zwei Mädchen. Sie alle schienen etwa zwischen zehn und dreizehn Jahre alt zu sein. Je näher sie kamen, desto mehr erkannte ich ihren obercoolen Look.

THE TRAMPS



DIE »TRAMPS«

Zwei der Jungs rollten auf einem Skate- oder Hoverboard heran. Sie trugen Lederjacken, weite T-Shirts mit E-Gitarren oder Schriftzügen darauf und abgerissene Jeans.

Die Mädchen dagegen hatten sich so sehr aufgebrezelt, dass es fast lächerlich aussah. Mit Lidschatten, Lipgloss und allem.

Mit ihren knatschengen, pinken Miniröcken, schillernd rosafarbenen Jacketts und blank polierten Stöckelschuhen konnten sie kaum laufen.

„Malcolm, Dave, Bill, Priya und Katy - die Tramps. Totale Idioten“, raunte Lucy mir verächtlich zu. „Mach‘ dich auf was gefasst. Aber bloß nicht die Nerven verlieren!“

„Hey, little loser, everything all right with you?“, rief der größte der Bande - offensichtlich der Anführer - schon von Weitem.

„What do you want?“, brüllte Lucy zurück.

„Don‘t get cheeky, kid!“ Einer der anderen Jungs lachte hämisch.

„Shut up, Dave!“, entgegnete Lucy unwirsch. „Don‘t you have anything better to do?“

„Uuuh, the kiddo wants stress!“, krakeelte eins der Mädchen.

Der Anführer - Bill oder Malcolm - beugte sich bedrohlich zu Lucy vor. „Watch it, little loser - if you mess with us, you‘ll pay for it, okay?“

„Okay, Malcolm, I‘ll keep it in mind“, erwiderte Lucy gelassen. „And if I were you, I would run away now ... Oh, good afternoon, Mrs. Elliot!“ (Malcolms Mutter)

Fünf Köpfe flogen herum in die Richtung, in die Lucy gewunken hatte. Doch da war niemand. Sie blickten wieder zurück zu Lucy, die verschmitzt grinste.

„Get out now! Hopp, hopp!“

„Go home and play with dolls!“, zischte Malcolm, bevor er sein Skateboard wendete und davonschlidderte.

„Meine Güte“, dachte ich. Das waren vielleicht unfreundliche Typen!

„Eins zu null für mich!“, jubelte Lucy und grinste.

„Äh ... sind die immer so?“, wollte ich wissen. Lucy nickte: „Ja, keine Ahnung, was die für'n Problem haben. Ich glaube, sie sind neidisch, weil wir ein richtiges Hauptquartier und so haben und sie sich immer noch bei Malcolms Opa im Gartenschuppen treffen müssen.“

Jedenfalls, manchmal ist das mit dem Bandenkrieg ja ganz cool, aber momentan nerven die echt - denn bei der Geheimmission ... Mist, jetzt hätte ich mich fast schon wieder verplappert!

Naja, auf jeden Fall können wir gerade wirklich keine Störungen gebrauchen. Was die natürlich gemerkt haben und ausnutzen.“ Lucy stöhnte.

Mir begann dieser ganze Bandenkram irgendwie zu gefallen. Und außerdem war ich echt neugierig, was es mit dieser „Top-Secret-Geheimmission“ auf sich hatte. Also verkündete ich: „Lucy, ich bin morgen Nachmittag dabei. Von mir aus kannst du mir die Augen verbinden, wenn du dann keine Strafe kriegst!“

Lucy strahlte: „Super! Dann bis morgen!“

*

Wenige Minuten später schob ich meinen Roller in das kleine Gartenhäuschen, an dessen Tür ein Holzschild mit der Aufschrift GERÜMPELKAMMER hing.

„GERÜMPELKAMMER“

Als ich es entdeckte, musste ich grinsen. Ja, der Titel passte viel besser zu dem kleinen Schuppen als „Gartenhaus“. Er war nämlich so vollgestopft, dass ich meinen Roller nur mit Mühe hatte hineinzerrren können.

Ich ließ mich auf die kleine Bank neben der Gerümpelkammer fallen und dachte nach.

Es war einfach super, dass ich Lucy kennengelernt hatte. Sie war total nett und das mit der Deutsch-Bande gefiel mir. Nur diese Theresa machte mir etwas Sorgen.

Mit Jugendlichen, die älter als zwölf waren, hatte ich keine so guten Erfahrungen gemacht. Meistens sind die ein bisschen - plemplem. Naja, jedenfalls hoffte ich, dass ich in diesen Club aufgenommen werden würde.

Dabei ging es mir nicht nur darum, herauszufinden, was es mit der Top-Secret-Geheimmission auf sich hatte (obwohl mich das schon neugierig machte) - das war vielmehr *die* Chance, hier Freunde zu finden!

Das hätte ich nie zu hoffen gewagt. England schien sich wirklich von seiner besten Seite zu zeigen. Ich musste schmunzeln. Da fielen mir plötzlich die Tramps ein. Die waren echt voll daneben gewesen. Das mit dem Bandenkrieg und so, das war zwar irgendwie cool - aber diese Obercool-Gang war echt gemein.

Irgendwie bewunderte ich Lucy, wie sie sich gegen die Älteren behauptet hatte. Sowas gehörte dann anscheinend dazu ...

Ich musste schlucken. Schon in Deutschland hatten mich immer alle fertiggemacht. Ich war immer Einzelgängerin gewesen, hatte rote Haare (was auch immer daran lächerlich war!) und obendrein war ich kein bisschen schlagfertig. Aber vielleicht würde ich ja in Zukunft keine Einzelgängerin mehr sein - hoffentlich ...

Nachdenklich ließ ich meinen Blick durch den Garten schweifen. Ein schöner Garten war es, mit vielen bunten Rosensträuchern, Fliederbüschen und orangenen oder gelben Ringelblumen davor. In der Mitte stand ein mächtiger, sehr alter und ziemlich knorriger Kirschbaum, der jetzt im August viele Früchte trug.

Weiter am Haus standen viele Holzstühle, zum Teil angemalt, um einen großen Gartentisch herum. Außerdem gab es eine in bunten Farben geringelte Markise, die halb ausgefahren war. In der Luft lag ein Geruch nach Blütenstaub, gemähtem Gras und Sommer.

Ich musste zugeben, dass ich echt Glück gehabt hatte. Das hier war vermutlich der gemütlichste Platz in ganz Großbritannien.

Und wenn mir das Schicksal weiterhin treu blieb, würde ich morgen einer Bande mit deutschen Kindern beitreten, mit denen ich garantiert viele Abenteuer erleben würde - dank Lucy!

IM KRANKENHAUS

Als am nächsten Morgen das erste Sonnenlicht durch die Fenster lugte, war ich sofort hellwach.

Voller Tatendrang sprang ich von der Matratze, zog mein Nachthemd über den Kopf und schlüpfte stattdessen in meine alte Jeans und meinen Lieblingspulli.

Ich flitzte in das Terracotta-Badezimmer, spritzte mir etwas Wasser ins Gesicht und versuchte mich kurz daran, meine widerspenstigen orangeroten Kringellocken zu entwirren. Aber wie immer war es hoffnungslos, also gab ich es schnell wieder auf.

Auf Zehenspitzen - um Mama und Paps nicht zu wecken - lief ich die Treppe hinunter ins Wohnzimmer. Nachdem ich einen Stift gefunden hatte (ein rostiger Uralt-Füller mit Tintenfass), schrieb ich einen Zettel für meine Eltern:

*Guten Morgen,
ich bin um die Ecke Brötchen holen.
Komme gleich wieder zurück.
Macht euch keine Sorgen.
Nena*

Dann machte ich mich auf den Weg zu der kleinen Bäckerei, die ich gestern auf meiner „Erkundungstour“ entdeckt hatte. Nach dem Treffen mit Lucy war ich noch etwas weitergefahren. Ich ließ die Schuhe weg, weil ich

keine Lust hatte, sie herauszukramen. Auch mein Roller blieb in der Gerümpelkammer stehen, oder besser, stecken.

Der Boden unter meinen nackten Füßen fühlte sich kühl und rau, aber nicht unangenehm an.

In der Nacht hatte es wohl leicht geregnet, denn die Autos waren nass und die Luft roch herrlich frisch und erdig. Ich schloss die Augen und atmete tief ein. Meine Lebensgeister erwachten vollständig und voller Energie sprintete ich los zur Bäckerei. Nur um dort enttäuscht festzustellen, dass der Laden erst in zehn Minuten öffnete.

Kurze Zeit später kam ich mit zwei prall gefüllten Brötchentüten wieder zuhause an. Mittlerweile war die Sonne ganz aufgegangen. Ihre Strahlen, die meine Haut kitzelten, versprachen einen herrlichen Sommersonnen-Sonntag. Fröhlich pfeifend öffnete ich die Haustür.

Meine Eltern waren nun auch auf und hatten bereits den Frühstückstisch gedeckt. Ich wünschte ihnen einen guten Morgen, stellte die Brötchentüten auf den Tisch und ließ mich auf einen Stuhl fallen. Es wurde ein sehr ausgedehntes Sonntagsfrühstück.

„Sag‘ mal, Nena“, meinte Paps zwischen zwei Bissen Croissant und einem Schluck Kaffee, „hast du heute schon was vor?“

„Naja, ich treffe mich heute Nachmittag mit Lucy - das ist ein Mädchen aus dem Dorf“, antwortete ich. „Sie spricht deutsch und ist sehr nett. Sie wollte mir ihre Freunde vorstellen. Wieso?“

„Papa und ich dachten, wir könnten doch heute Vormittag zu Valentina ins Krankenhaus fahren und sie besuchen“, schlug Mama vorsichtig vor.

Ich verschluckte mich unwillkürlich an meinem Kakao.

„Klar - wieso nicht?“, hustete ich hervor. „Ich würde sie gern mal kennenlernen. Aber - geht es ihr denn sehr

schlecht? Ich meine, diese Krankheit, das ist doch bestimmt ansteckend, oder? Wie heißt das nochmal?“

„Nein, eine Thrombose ist nicht ansteckend“, beruhigte Mama mich. „Aber wie es ihr geht, kann ich dir nicht sagen - wir werden es ja dann sehen.“

*

Etwa zwei oder drei Stunden später rumpelte der Bus gemächlich auf das Krankenhaus der nahegelegenen Stadt zu.

„Next stop: Hospital Road“, plärrte eine Mikrofonstimme. Der Bus hielt, wir stiegen aus und ich sah mich neugierig um.

Das Krankenhaus kam mir sehr viel größer als die Krankenhäuser in Deutschland vor. Es hatte unzählige Fenster und eine große Drehtür am Eingang. „St.-Anna-Hospital“ stand in großen Buchstaben auf einem riesigen Schild über dem Eingang.

Wir überquerten den Parkplatz und passierten die Drehtür. Drinnen blieb ich staunend stehen. Das hier war nicht nur groß, es war riesig!

Es hatte siebzehn Stockwerke, die durch ellenlange Treppen und Aufzüge miteinander verbunden waren. Der Eingangsbereich war bestimmt sechs Meter hoch, und die Wände waren mit Anzeigen und Hinweisschildern gepflastert.

In der Mitte befand sich ein riesiger Empfangstresen, an dem fünf Frauen und drei Männer saßen, die ein weißes Oberteil mit dem roten Logo des Hospitals darauf trugen.

Mama und Paps steuerten geradewegs diesen Tresen an und ich beeilte mich, ihnen zu folgen.

„Good morning, how can I help you?“, begrüßte uns eine der Damen. Sie trug ihre blonden Haare in zwei geflochtenen Zöpfen und hatte freundliche braune Augen.

„Hello. We would like to visit Mrs. Valentina Alfsteiner. Can you tell us where we can find her?“, fragte Mama.

„Yes, of course. Wait a moment, please ...“

Die Frau tippte etwas in ihren Computer ein.

„Mrs. Valentina Alfsteiner ... That’s room 677, on the sixth floor. You can follow the signs to OP 23, that’s next to room 673. Have a pleasant stay.“

„Thank you, goodbye“, verabschiedete Mama sich.

Wir begannen also, den Schildern zu „OP 23“ zu folgen. Ich hatte keine Ahnung, was das war, aber das hielt ich auch für nicht so wichtig.

Wir fuhren viermal Aufzug und stiegen mindestens siebzig Treppenstufen hinauf (und die Hälfte davon auch wieder hinunter), bis wir anhand der leicht übersehbaren Schilder „OP 23“ gefunden hatten.

Es war eine schlichte grüne Tür mit silbernem Schlüsselloch und Messingknopf. Ich stufte „OP 23“ als langweilig ein und wir folgten den Raumnummern, bis wir „Room 677“ fanden.

Mama hielt inne, bevor sie die Hand hob, um anzuklopfen.

Mein Herz schlug plötzlich ganz aufgeregt, auch wenn ich nicht genau sagen konnte, warum. Das Pochen von Mamas Handknöcheln auf der Tür hallte gespenstisch laut durch den Korridor und unterbrach unsanft das tiefe Schweigen, das hier herrschte. Ich hielt Luft an.

Nach einer gefühlten Ewigkeit näherten sich langsame Schritte von der anderen Seite der Tür. Eine junge Krankenschwester öffnete. Sie hatte dunkelbraune Haut, ein fröhliches Gesicht und - genau wie ich - Kringellocken, die bei ihr allerdings rabenschwarz waren.

„Hello, we want to visit Valentina Alfsteiner“, sagte Mama und ich meinte, eine leichte Anspannung in ihrer Stimme gehört zu haben.

„Can we come in?“ - „Yes, of course.“

Wir betraten den Raum. Drinnen befanden sich drei Betten mit weißen Kissen und weißer Bettdecke. Zwei davon waren belegt.

Im ersten Bett lag ein etwa vierzigjähriger Mann mit dunklen Haaren und Bartstoppeln, der einen weißen Verband um den Kopf geschlungen hatte. Seine Augen waren geschlossen und er schien zu schlafen. An seinem Bett hing ein Schild mit der Aufschrift „Richard Willins“.

Das Bett in der Mitte war leer, doch auch daran baumelte ein Schild. „Robyn Willins“ stand darauf.

In dem dritten Bett, das am weitesten von der Tür entfernt stand, lag eine Frau Anfang siebzig. Ihre Wangen waren faltig und ihre hellblauen Augen hatten den sonderbaren Glanz auf dem Foto beinahe verloren, doch sie sah freundlich aus.

Ihre Haare waren mittlerweile grau, doch an ganz wenigen Stellen waren sie noch von dünnen, orangefarbenen Härchen durchzogen. Auf dem Schild an ihrem Bett stand der Name „Valentina Alfsteiner“.

Es bestand also kein Zweifel: Das hier war meine Großmutter.

Valentina, meine Oma



Ich musste plötzlich einen dicken Kloß in meinem Hals herunterschlucken. Mein Leben lang hatte ich diese Oma nicht kennengelernt. Und jetzt traf ich sie, aber unter diesen Umständen hätte ich fast lieber darauf verzichtet.

Obwohl Valentina uns anlächelte und sich wirklich über den Besuch zu freuen schien, sah sie geschwächt aus. Ihr Gesicht war eingefallen und blass und sie bewegte sich möglichst wenig. Als sie sprach, kamen die Worte etwas schleppend über ihre Lippen:

„Stefanie! Ich freue mich, dass du hier bist! Hallo Christopher - und du musst Annalena sein!“, sagte sie mit einem Blick auf mich.

Ich nickte nur.

„Mama!“, rief meine Mutter aus, „wie geht es dir?“

„Nicht gut“, war die Antwort. Eine kurze Pause. „Aber sicherlich besser, als du befürchtet hast.“

In dem Satz lagen ein Schmunzeln und ein Hauch von Dankbarkeit. Ihre Stimme war weich und irgendwie so Oma-mäßig.

„Ein wenig wie bei Frau Nepomuck“, ging es mir durch den Kopf.

Sie war mir auf Anhieb sympathisch, aber irgendwie wollte es nicht in meinen Kopf rein, dass das hier wirklich meine Oma sein sollte. Schließlich war es eine wildfremde Frau.

Mama jedenfalls schien sich sehr darüber zu freuen, ihre Mutter nach so vielen Jahren wieder zu sehen. Mehr, als sie es zeigen wollte. Die Erleichterung stand ihr aber ins Gesicht geschrieben, auch wenn ich dazwischen doch eine kleine Sorgenfalte entdeckte.

Bald unterhielten Mama und Valentina sich angeregt, und auch Paps schaltete sich hin und wieder ein. Es war offensichtlich, dass er zwar gut mit Valentina klarkam, sie aber auch sehr selten sah.

Davon einmal abgesehen, wunderte ich mich, dass der gewisse Herr - oder besser Mr. Willins aus dem Bett an der Tür bei dem ganzen Gequatsche nicht aufwachte.

Die Krankenschwester allerdings schaute ziemlich irritiert drein. Was logisch war - schließlich verstand sie

kein Deutsch. Das Geplapper musste ihr ziemlich seltsam vorkommen.

Ich stellte mich möglichst unauffällig an die Seite und hoffte, dass niemand versuchen würde, mich in die Unterhaltung einzubeziehen. Ich hätte nämlich überhaupt nicht gewusst, was ich sagen sollte. Das war ein ziemlich merkwürdiges Gefühl.

*

Wieder in Valentinas Haus hatte ich genug, worüber ich nachdenken konnte. Ich saß mit angezogenen Beinen auf der Matratze im Wäsche-Arbeits-Zimmer.

Es war das Zimmer mit dem Engelbild. Mama hatte es kurzerhand zu meinem Schlafzimmer erklärt. Sie selbst und Paps schliefen in dem Gästezimmer, einer im Bett, der andere auf einer Matratze.

Ich starrte gedankenverloren Löcher in die Luft.

Nun kannte ich also meine Großmutter. Obwohl „kennen“ nicht das richtige Wort war. Ich hatte sie „gesehen“ oder „getroffen“ traf es eher.

Es war komisch, dass ich einem meiner Verwandten überhaupt nicht nahestand. Klar, mit meinem Urgroßonkel aus Weiß-der-Himmel-wo hatte ich auch nicht gerade viel zu tun. Aber Valentina war ja nun wirklich eine enge Verwandte von mir.

Ich wurde das Gefühl nicht los, dass ich früher etwas hätte tun müssen, um sie kennenzulernen. Obwohl ich natürlich eigentlich nichts dafür konnte. Aber meine gute Laune von heute Morgen war futsch.

Mein Blick streifte das Engelbild und sofort musste ich an Lucy und die Deutsch-Bande denken. Aus irgendeinem Grund hatte ich ein etwas flaes Gefühl im Magen, wenn ich an das bevorstehende Treffen dachte.

Ich war noch nie gut darin gewesen, auf Leute zuzugehen oder dergleichen. Mir mangelte es einfach an Selbstbewusstsein.

Ich straffte die Schultern.

„Dann tu‘ etwas dagegen, Nena“, sagte ich mir energisch. „Sei stark und beweise dich! Du wirst das schon schaffen!“

Aber ganz sicher war ich mir da nicht ...

DIE AUFNAHMEPRÜFUNG

Um viertel vor drei stand ich vor Valentinas Haustür und wartete auf Lucy. Doch mit Pünktlichkeit schien sie es nicht so genau zu nehmen, denn als sie endlich auftauchte, war es schon fast fünf vor drei.

„Sorry“, keuchte sie zur Begrüßung. „Bin unterwegs gegen einen Laternenpfahl gekracht.“ Sie deutete auf ihre Inliner. „Aber jetzt können wir los. Ist eh nicht weit. Bist du bereit?“

Ich nickte erwartungsvoll. Lucy streifte mir eine Augenbinde über (und entschuldigte sich dabei noch ein paarmal), dann prüfte sie, ob ich wirklich nichts mehr sah und begann, mich zu ihrem Quartier zu lotsen.

„Links um die Ecke.“ - „Vorsicht Baustellenschild!“ - „Achtung, stehenbleiben, jetzt geht’s über die Straße ...“

Ich kam mir ein bisschen komisch vor. Vorsichtig setzte ich meine Füße genau dahin, wo Lucy es sagte, und stolperte nie. Eins musste ich Lucy lassen: Sie war ein guter Blindenhund.

Meines Sehsinnes beraubt, merkte ich, dass meine anderen Sinne geschärft waren. Anscheinend führte Lucy mich aus dem Dorf heraus, denn der Autolärm ließ nach.

Nun schienen wir uns auf einem Feldweg zu befinden, denn der Wind nahm zu und ich konnte den Schotterweg unter meinen Füßen spüren. Außerdem war neben uns wohl ein Rapsfeld, denn es roch ziemlich stark.

Nachdem es eine Weile nur geradeaus gegangen war, bat Lucy mich, nach rechts zu gehen. „Aber Vorsicht, wir gehen ins Gestrüpp“, meinte sie.

Jetzt kann ich aus eigener Erfahrung sagen, dass es wirklich kein Zuckerschlecken ist, sich in einen Dornenbusch hineinzukämpfen - erst recht nicht mit verbundenen Augen.

Als wir endlich auf der anderen Seite herauskamen, versuchte ich in etwa zu analysieren, wo wir uns befanden. Ich spürte weichen Boden unter meinen Füßen, hörte das leise Rascheln von Zweigen im Wind und Lucys etwas angespanntes Atmen neben mir.

„Warte am besten hier“, sagte sie und entfernte sich einige Meter, jedoch nicht weit von mir. Ich hörte etwas klackern, dann rief Lucy laut: „Flaschenpost!“ - Es kam jedoch keine Reaktion.

„Flaschenpost?“, wiederholte ich verwirrt. „Wieso Flasch-“

„Wer ist da?“, schallte eine gebieterische Stimme von oben zu uns herab.

Lucy stöhnte ungeduldig. „Ich bin's, Lucy, jetzt kommt endlich runter!“

Kurz hörte ich Stimmengemurmel, dann einiges Gepolter. Plötzlich verstummten die Geräusche.

„Lucy, wer ist *das* denn?“, fragte eine Kinderstimme. Dann sog jemand scharf die Luft ein. „Das kann doch nicht ... das kann doch nicht *wahr* sein!“, rief ein erstaunt klingender Junge. „Lucy, wer ...“

„Was ist hier los?“, meldete sich die erste Stimme erneut zu Wort. - Ich nahm an, dass es Theresa war.

„Lucy, wer ist das? Du kennst die Regel: Ohne die Einwilligung des ...“

„Jetzt mach mal halblang, Theresa“, beschwichtigte Lucy sie und bestätigte damit meine Vermutung. „Das ist

Annalena - ich meine »Nena«, und sie kommt auch aus Deutschland. Und ich dachte, sie könnte der Bande beitreten, weißt du, weil ja außer uns niemand da ist, der auch deutsch spricht ...“

Es folgte Stille.

„Theresa“, meldete sich der Junge wieder zu Wort, „sie sieht aus wie die Frau auf dem Foto - bitte, sie könnte uns helfen!“

Einige Sekunden lang herrschte fast unerträgliches Schweigen. Ich hielt die Luft an und mir war sehr wohl bewusst, dass Theresa mich ganz genau musterte.

„Na gut“, sagte sie schließlich, „du kannst die Augenbinde abnehmen, Nena oder Annalena oder wie auch immer.“

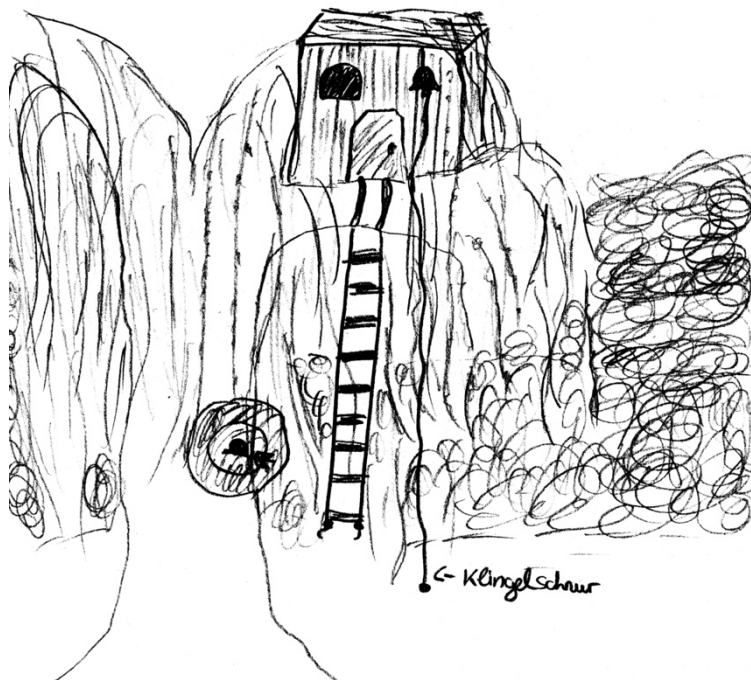
„Ihr könnt sie Nena nennen“, sagte Lucy schnell. Sie klang ziemlich erleichtert. Auch mir war soeben ein Felsbrocken vom Herzen gefallen. Mit zitternden Fingern löste ich die Augenbinde und das Tuch glitt herunter.

Ich öffnete die Augen und mir blieb die Luft weg.

Ich stand in einem fast kreisrunden Loch in den Brombeersträuchern, das vollkommen von den herunterhängenden Zweigen einer Trauerweide abgeschirmt wurde.

In die stärksten Äste des Baumes war - wunderbar getarnt durch Zweige und Tarndecken - ein Baumhaus gebaut worden, von dem eine Strickleiter und eine Schnur herabbaumelten.

Es war das ideale Versteck!



Erst jetzt wandte ich meinen Blick den fünf Kindern zu, die vor mir standen.

Da war Lucy mit ihren kleinen Brüdern, die ihr ziemlich ähnlich sahen. Der kleinere von beiden trug eine rote Kappe und der etwas Größere eine Brille. Beide hatten strubbeliges, dunkelbraunes Haar wie Lucy und starrten mich mit unverhohlener Neugierde an.



Noah Roberts



Leo Roberts

Jack war etwa so alt wie ich (gerade gut zwölf, laut Lucy) und trug sein blondes Haar fast schulterlang. Er sah mich an, als wäre ich ein Außerirdischer, und in seinem Gesicht stand pure Verblüffung geschrieben. Ich wusste nicht, weshalb er so verwundert war, aber ich fühlte mich ein wenig unwohl in meiner Haut. Als Letztes fiel mein Blick auf Theresa.



Theresa Berger



Jack Berger

Sie war sofort als Anführerin der Bande zu erkennen. Ihr blondes Haar hatte sie zu einem Zopf gebunden, ihr

breitbeiniger, fester Stand verriet Selbstsicherheit und Beharrlichkeit.

Sie wirkte mutig, abenteuerlustig und als würde sie sich von niemandem vorschreiben lassen, was sie zu tun und zu lassen hatte. Doch trotz des ersten etwas herrischen Eindrucks hatte sie auch etwas Sympathisches, fand ich.

Unsicher, wie ich reagieren sollte, sagte ich leise: „Hallo.“ - Sofort kam ich mir dämlich vor. „Äh, ich bin Nena Alfsteiner und ich komme aus Deutschland, wir ... also meine Eltern und ich ... wir sind gestern erst hierhergekommen, weil“, - tapfer versuchte ich, möglichst selbstbewusst zu klingen, und erntete einen aufmunternden Blick von Lucy, - „weil meine Oma, die hier wohnt, krank ist.“

Hilfesuchend sah ich zu Lucy. - „Valentina“, sagte sie schnell. „Sie ist Valentinas Enkelin.“

Jacks Augen weiteten sich. „Sag mal, bist du eigentlich blind?“, rief er an Lucy gewandt aus. „Valentina - dass ich nicht selbst ... Hast du sie denn nicht wiedererkannt?!“

Lucy wirkte verunsichert. „Also ... doch, schon ... aber ich war mir nicht ganz sicher, also ...“

„Nicht ganz sicher? Es ist eindeutig! Sie müssen verwandt sein, hundert pro!“

„Wer ist verwandt?“, mischte sich einer von Lucys Brüdern ein.

Jack beachtete ihn gar nicht. Er musterte mich mit einer gewissen Ehrfurcht und ich kam mir ziemlich bescheuert vor. Über was redeten die überhaupt?

„Jetzt beruhig‘ dich doch mal, Jack“, meinte Theresa nervös. „Vielleicht ist es ja doch nur ein merkwürdiger

Zufall ... also, ich meine doch nur“, setzte sie hastig an, als Jack sie zornig anfunktete.

Ungehalten unterbrach er sie: „Du willst ihn doch auch finden, oder?“

„Ja, schon“, sagte Theresa etwas hilflos, „aber - sie könnte doch ein Spion der ...“ - „Was kümmern mich die Tramps?“, rief Jack wütend. „Außerdem siehst du an jeder Ecke Spione und Bandenkrieg! Das hier ist viel wichtiger.“

„Ich habe die Tramps gestern getroffen. Die sind echt voll gemein - ich würde niemals mit ihnen gemeinsame Sache machen“, sagte ich ehrlich und versuchte so, die Situation zu entschärfen, obwohl es mich wurmte, dass die beiden über mich sprachen, als wäre ich gar nicht da.

Theresa warf mir einen aufmerksamen Blick zu.

„Na gut, von mir aus“, gab sie nach. „Aber um eine Aufnahmeprüfung kommt sie nicht herum, denn es wäre schließlich wirklich nicht gut, wenn die Tramps von der Angelegenheit erfahren würden.“

Jack seufzte. „Wenn's sein muss. Aber dann sofort! Ich muss wissen, was da los ist, und zwar möglichst schnell. Und du willst es doch auch wissen.“

„Ja, klar“, beschwichtigte ihn Theresa und winkte mich heran. „Ich bin Theresa“, stellte sie sich vor. „Das ist mein Bruder Jack, Lucy kennst du ja und das da sind ihre Brüder Noah* und Leo*.“ (* wird englisch ausgesprochen)

„Das mit der Bandensache hat Lucy dir wahrscheinlich schon erklärt. Jedenfalls muss jeder, der zur Bande hinzukommen möchte, eine Aufnahmeprüfung bestehen. Das ist so eine Art Mutprobe. Es ist nicht schwer und es kann auch nichts passieren, du musst dich nur trauen.“

Ich nickte, auch wenn ich ein etwas flaes Gefühl im Bauch hatte. „Was muss ich denn machen?“, wollte ich wissen und versuchte, so mutig wie möglich zu klingen.

„Das siehst du dann“, meinte Theresa geheimnisvoll.

„Komm mit!“

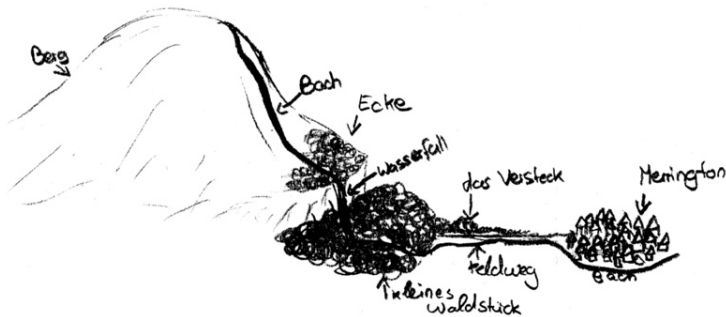
Sie bog die Brombeersträucher auseinander und trat aus dem Versteck heraus. Lucy verschwand kurz im Baumhaus, aber ich konnte nicht sehen, was sie dort machte, denn ich musste mich beeilen, um Theresa zu folgen. Auch Jack, Noah und Leo kamen mit uns. Lucys Brüder tuschelten aufgeregt.

Theresa führte mich weiter den Feldweg hinauf, der in einem kleinen Waldstück endete, durch das ein Bach floss. Wir folgten dem Bach, bis wir zu einem kleinen Weiher kamen.

Dort sammelte sich das Wasser, nachdem es tosend eine etwa vier Meter hohe Anhöhe herunterstürzte. Die Anhöhe sah aus, als wäre sie abgeschnitten worden, so steil war sie.

Ich wusste, dass sie ein Ausläufer des nahegelegenen Bergs war (dieser Berg war allerdings nicht so sehr hoch), der wie eine Ecke aus dem Berg herausragte.

Es war ein schmaler Wasserfall, sah aber ziemlich reißend aus. Die Ecke - Theresa nannte sie Klippe, obwohl sie gar nicht richtig felsig war - bildete das Ende des Waldes, war aber auf ihrer Oberfläche auch bewaldet.



„Deine Aufgabe besteht darin, von dort“, Theresa wies auf einen schmalen Vorsprung in der Klippe, der wohl ungefähr zwei bis drei Meter hoch lag, „in den Weiher zu springen.“

„Ach du liebe Güte“, dachte ich.

„Das ist nicht gefährlich“, beruhigte Jack mich. „Das Wasser ist tief genug und der Vorsprung nicht höher als das Dreimeterbrett im Schwimmbad.“

Ja, schon, aber im Schwimmbad war das etwas anderes! Ich schluckte meine Angst herunter. Jetzt nicht die Nerven verlieren!

In diesem Moment tauchte Lucy auf.

Sie reichte mir ein Bündel, und als ich es auswickelte, sah ich, dass es Badesachen waren.

Theresa zeigte mir einen hohlen Baum, in dem ich mich umziehen konnte. Kaum war ich hineingetreten, wurden die Geräusche des Waldes leiser. Nur ab und zu hörte ich die Stimmen der anderen, wenn sie leise miteinander sprachen.

Ich strich über die schrumpelige Baumrinde, dann nahm ich die Sachen, die Lucy mir gegeben hatte, näher in Augenschein.

Es waren eine Art UV-Schutz-Oberteil und eine grüne Badehose. Ich streifte meine Klamotten ab und zog die für meinen Geschmack etwas zu bunten Badesachen an. Dann legte ich meine Straßenkleidung ordentlich auf einen Haufen auf dem Waldboden.

Ich straffte die Schultern, atmete tief durch und trat wieder aus dem Baum. Alle lächelten mich aufmunternd an. Ich lächelte dankbar zurück und kletterte dann auf den Vorsprung, der an einer Seite sanft abfiel und an dem es viele Wurzeln zum Festhalten gab.

Etwas Angst, beim Klettern abzurutschen, hatte ich schon, aber vor dem Sprung grauste es mich noch mehr.

Als ich endlich oben angekommen war - ein paar Kratzer hatte ich mir schon eingehandelt - zog ich mich hoch und richtete mich vorsichtig auf.

Es war seltsam, den Wipfeln der Bäume so nah zu sein. Schritt für Schritt ging ich langsam an den Abgrund und sah vorsichtig nach unten.

Meine Knie wurden weich wie Wackelpudding.

Von unten blickten Lucy, Theresa, Jack, Noah und Leo zu mir herauf. Sie waren klein wie Spielzeugfiguren. Dann richtete ich meinen Blick auf den Weiher direkt unter mir.

An der Stelle, wo der Wasserfall hineinstürzte, war das Wasser aufgewühlt, an den anderen Stellen war es dunkel und schien sehr tief zu sein. In der Wasseroberfläche spiegelten sich die Bäume.

Obwohl ich weit genug von der Strömung und vom Wasserfall entfernt war, zitterten meine Knie. Das war

schon ziemlich tief ... zögerlich streckte ich einen Fuß über den Rand, zog ihn aber sofort wieder zurück.

Mein Herz klopfte bis zum Hals.

„Komm schon, Nena!“, spornete ich mich an.

„So tief ist das doch nicht! Spring einfach! Los!“

Also fasste ich mir ein Herz. Ich presste die Arme mit aller Kraft an meinen Körper und kniff die Augen fest zu. Dann holte ich tief Luft und machte einen Schritt ins Leere.

Für den Bruchteil einer Sekunde rauschte kalte Luft an mir vorbei. Im nächsten Moment tauchte ich auch schon in das eiskalte Wasser. Meine Füße berührten leicht den sandigen Boden, ich stieß mich ab und strampelte mich mit zwei kräftigen Schwimmszügen an die Oberfläche.

Klitschnass und außer Atem, aber glücklich, tauchte ich auf und wurde von den Jubelschreien der anderen begrüßt.

Ungestüm stieß ich die Faust in die Luft:

Ich hatte es geschafft!!!

GEHEIMMISSION GROSSVATER

„Hiermit gebe ich mein Wort, die Geheimnisse meiner Bande nie irgendjemandem, der nicht ebenfalls diesen Eid geleistet hat, preiszugeben. Bei meiner Ehre schwöre ich hoch und heilig, dieses Bündnis der deutschen Kinder mit allen Mitteln zu verteidigen. Sollte ich diesen Schwur brechen, ist das unverzeihlich und wird aufs Schlimmste bestraft.“

Ich kam mir sonderbar vor, als ich diese Worte sprach. Natürlich war das alles nur ein Spiel und nicht ganz ernst gemeint, aber es hatte dennoch eine seltsame Wirkung.

„Dann seist du ab jetzt Mitglied dieses Bündnisses. Mögest du es niemals bereuen, beigetreten zu sein und niemals vergessen, was du geschworen hast!“, sagte Theresa feierlich.

Natürlich war es genau „vorgegeben“, wer was zu sagen hatte. Und doch kam ich mir ein bisschen vor wie in „Kalle Blomquist“. Da war das doch genauso.

Jubelrufe rissen mich aus meinen Gedanken. Ich grinste glücklich. Jetzt war ich offiziell - oder besser gesagt, inoffiziell - Mitglied der Bande „Geheimmission-“

Ja, Geheimmission ... was eigentlich? Das interessierte mich jetzt wirklich mal. Und ich wollte auch gerne wissen, was es mit Jacks komischen Andeutungen auf sich hatte.

„Also, was ist das jetzt eigentlich für eine Geheimmission?“ fragte ich ganz harmlos. Und auf der Stelle wurden alle Gesichter ernst.

„Also, am besten, wir setzen uns mal“, sagte Jack. „Das könnte nämlich etwas länger dauern.“

Wir kletterten hinauf ins Baumhaus und ich sah mich neugierig um. Es gab dort einen Tisch mit acht Stühlen, ein Fenster mit Ausguckrohr drin und ein mit allem möglichen Krempel vollgestopftes Regal.

Lucy zog die Leiter hoch und alle setzten sich.

„Also“, begann Jack. „Es ging damit los, dass Mama irgendwie etwas über ihren Vater herausgefunden hat. Der war - oder ist - nämlich seit Jahren verschollen.“

Und zwar hat sie herausgefunden, dass er einmal in England gelebt hat - und zwar hier, in Merrington. Ob er immer noch hier wohnt, wusste sie zwar nicht, aber sie ist auf der Stelle mit uns hierhin gezogen.

Seitdem wohnen wir hier. Aber wir haben schon ganz Merrington und alle umliegenden Dörfer durchkämmt und es sieht nicht so aus, als wäre Großvater noch hier.

Mittlerweile ist Mama ganz versessen darauf, ihren Vater zu finden. Sie will ihn unbedingt kennenlernen. Er und Oma haben sich nämlich getrennt, als Mama drei war.

Vor viereinhalb Jahren ist Oma gestorben, und seitdem versucht Mama, Großvater zu finden. Sie glaubt nämlich, dass irgendetwas anderes hinter der Trennung steckt, als man ihr erzählt hat und will herausfinden, was.

Das verstehe ich ja auch. Aber - deshalb müssen wir vielleicht wieder wegziehen. Um weiter zu suchen. Und das - das wäre - das wäre ... total doof!“

Jacks Stimme zitterte leicht.

„Und damit wir hierbleiben können, versuchen wir jetzt, diesen Großvater zu finden. Weil, wenn er doch irgendwo in der Nähe ist, dann müssten wir vielleicht nicht wegziehen.“

Ich nickte verständnisvoll. An seiner und Theresas Stelle hätte ich genau dasselbe getan.

Sie wohnten jetzt seit vier Jahren hier und hatten diese Bande gegründet, sie hatten Lucy, Leo und Noah kennengelernt und in der Schule ihren Platz gefunden. Und jetzt sollten sie das alles wieder aufgeben?

Nein, wenn ich noch das winzigste Fünkchen Hoffnung gesehen hätte, hätte ich mich auch an den letzten, verzweifelten Versuch geklammert. Ich konnte gut verstehen, wie sie sich fühlten.

„Und eure Mutter berücksichtigt das wirklich nicht, wenn ihr sagt, dass ihr nicht umziehen wollt?“, fragte ich mitleidig.

„Doch, doch, schon“, sagte Theresa schnell, „aber das ist keine Lösung, mit der alle glücklich sind.“

Papa - er will, glaube ich, auch nicht umziehen. Er sagt, er möchte uns alle nur glücklich machen. Aber in Wirklichkeit ist ihm dieses ganze Umziehen viel zu viel Trubel und Aufwand - und billig ist es auch nicht gerade.

Ach, keine Ahnung!“, stieß sie wütend aus und trat missmutig gegen ein Tischbein.

„Manchmal wünschte ich, niemand hätte jemals eine Spur von diesem Großvater gefunden und er wäre einfach verschollen geblieben. Aber das Hochzeitsfoto von Mamas Eltern steht auf ihrem Schreibtisch und da musste sie ja auf den Gedanken kommen, dass sie ihren Vater gerne mal kennenlernen möchte.“

Obwohl ich glaube, dass hinter der Scheidung nichts weiter steckt.“

„Das weißt du nicht!“, warf Jack ein. „Oma hat schließlich nie ein Sterbenswörtchen darüber gesagt und

irgendeinen Grund muss das ja haben. Aber - worum es eigentlich geht: das Hochzeitsfoto. Das ist das einzige Bild von unserem Großvater, das wir haben.

Und ...“, er wechselte einen schnellen Blick mit Theresa, „... vielleicht kennst du unseren Großvater - auch wenn du vielleicht nicht weißt, dass er es ist.

Im Hintergrund des Brautpaares ist auf dem Foto nämlich eine junge Frau zu erkennen.“

Jack wurde sichtlich nervös.

„Vermutlich ist es die Trauzeugin, Mama kennt sie auch nicht. Aber sie sieht genauso aus wie du!“

Wie vom Donner gerührt starrte ich abwechselnd Jack und Theresa an. Das war eine Information, mit der ich überhaupt nicht gerechnet hatte.

„Wie ich?“

Theresa nickte. „Nur größer.“

In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken: ‚Sie sieht aus wie du. Nur in größer.‘ An irgendetwas erinnerte mich das. Dann machte es plötzlich *Klick*.

„Valentina!“, rief ich aus.

„Dann ist es also wirklich Valentina?“, wollte Jack wissen.

„Ja!“, rief ich. Es war wie auf dem Foto in ihrem Schlafzimmer. Die Frau, die mir außer ihrem Alter bis aufs Haar glich, ... plötzlich wurde mir etwas klar: Es war sehr unwahrscheinlich, aber möglicherweise ...

„Wie sieht euer Großvater aus?“, fragte ich. „Auf dem Foto, meine ich.“

„Groß und schlank, mit dunklen Haaren, buschigen Augenbrauen und -“ „...und einer Brille mit rechteckigen

Gläsern, einer spitzen Nase und Stoppelbart?“, beendete ich seinen Satz.

„Ja, genau! Weißt du also, wer...?“

„Ich glaube schon!“

Jack zitterte vor unterdrückter Aufregung. Theresa hielt den Atem an, Lucy beugte sich neugierig vor und Leo und Noah starrten mich wie auf die Folter gespannt an.

Ich zögerte.

„Eigentlich ergibt es keinen Sinn“, begann ich langsam. „Aber wenn es stimmt, dann ist dieser Großvater auch mein Großvater. Der Vater meiner Mutter.“

Theresa atmete zischend aus. Sie schien zu begreifen, was ich meinte.

„Es würde passen“, sagte ich „Mein Opa, also Valentinas Mann, ist nämlich *auch* unauffindbar, seit die beiden sich getrennt haben. Mama hat ihn allerdings gut und lange gekannt. Sie hat mir ein wenig über ihn erzählt ... Er hieß Jack.“

Ich blickte Jack über den Tisch hinweg an.

„Dann ist er es!“, rief er aus. „Mama und Papa haben mich nach ihm benannt!“

Noah und Leo jubelten.

„Wir haben ihn gefunden!“, krächte Leo vergnügt. Noah hielt inne. „Moment - wo ist er denn?“, fragte er verdutzt und sah sich im Baumhaus suchend um.

Ich seufzte. „Keine Ahnung!“

Die Freude auf Jacks Gesicht verblasste.

„Naja - wenigstens haben wir eine Spur“, meinte Theresa. Jacks Miene hellte sich wieder auf. „Stimmt!“

„Also, nur damit ich das jetzt richtig verstehe“, mischte Lucy sich ein, „ihr meint, dieser Jack hat in Deutschland gelebt und dann irgendeine Frau - auch aus Deutschland - kennengelernt. Die beiden haben geheiratet und gemeinsam ein Kind bekommen - Jacks und Therasas Mutter.“

Kurz danach haben sie sich aber wieder scheiden lassen - oder was auch immer - und nachdem dann Nenas Oma nach England gezogen war, haben sich Jack und Valentina verliebt und auch ein Kind bekommen, deine Mutter, Nena. Und als die - wie alt?“ - „17.“

„Und als die siebzehn war, haben Valentina und Jack sich getrennt und seitdem ist Jack senior spurlos verschwunden. Richtig?“

„Ganz genau!“, sagte ich, beeindruckt über Lucys kurze und treffende Zusammenfassung.

„Obwohl - nicht ganz. Ein paar Jahre nach der Geburt meiner Mutter sind Jack, Valentina und Mama wieder nach Deutschland gekommen. Dort haben sie über längere Zeit zusammengelebt, dann hat Mama Paps kennengelernt.“

Nach ihrer Verlobung sind sie in ein eigenes Haus gezogen. Noch davor sagte Opa Jack, er wolle zurück nach England, in die Stadt, in der er aufgewachsen ist. Er hat sich auf den Weg gemacht und *seitdem* ist er verschollen.

Ob er aber jemals in England angekommen ist oder überhaupt dorthin wollte, weiß ich nicht.“

„Das heißt“, schlussfolgerte Theresa, „dass wir mit einiger Sicherheit sagen können, dass er *nicht* in Deutschland ist!“ - „Wer weiß, wo er mittlerweile ist!“ - „... und mit einiger Wahrscheinlichkeit, dass er in England ist, oder zumindest einmal war.“

„Jep“, sagte ich.

„Und wie finden wir ihn jetzt?“, wollte Noah wissen, der gebannt gelauscht hatte.

„Am besten, du fragst zuerst nochmal deine Mutter“, schlug Jack an mich gewandt vor.

Ich nickte. „Und wenn die nichts weiß, gehen wir zu Valentina.“

„Ist es denn wahrscheinlich, dass deine Oma etwas weiß?“, erkundigte sich Theresa.

„Du meinst, weil sie sich getrennt haben?“, fragte ich
„Nein, soweit ich weiß, waren sie weiterhin gute Freunde und hatten noch einige Zeit miteinander Kontakt. Wenn jemand etwas weiß, dann sie!“

„Okay, worauf warten wir dann noch? Auf zu Nenas Mutter!“, rief Leo voller Tatendrang und stiefelte zum Ausgang.

Lucy fing ihren Bruder am Arm ab. „Stopp, stopp!“, lachte sie und bedeutete Noah, der ebenfalls begeistert aufgesprungen war, sich hinzusetzen.

„Wir können doch nicht alle zusammen zu Nenas Mama marschiert kommen und sie befragen, das ist doch kein Verhör! Nena muss das leider alleine machen.“

Leo zog einen Schmollmund und setzte sich wieder hin.

Ich atmete durch. Das war keine leichte Aufgabe. Aber schließlich war es nur meine Mutter. Eine Befragung eines Schwerverbrechers oder so wäre durchaus schwieriger, ermahnte ich mich und musste schmunzeln.

„Okay, dann gehe ich am besten möglichst schnell zu Mama“, sagte ich verantwortungsbewusst.

„Halt, warte, eine Sache ist da noch!“, warf Jack ein. „Wir sollten unsere Bande in „Geheimmission Opa Jack“ umbenennen, meint ihr nicht auch?“

„Klasse Idee“, sagte Lucy und alle lachten.

Da fiel mir plötzlich etwas ein: „Wenn ich meine Mutter »befrage«, dann sage ich ihr aber, dass wir den Großvater suchen und warum und so weiter, oder?“

Theresa zog eine Augenbraue hoch und machte den Mund auf, doch Jack würgte sie rasch ab: „Klar. Aber bitte sei so lieb und lass weg, dass Mama so versessen danach ist, ihn zu finden!“

„Geht klar!“, versprach ich augenzwinkernd, dann verabschiedete ich mich - es war nämlich auch schon bald Abendessenszeit - und nachdem wir abgemacht hatten, uns am nächsten Tag zur selben Zeit wieder hier zu treffen, verließen alle das Geheimversteck und machten sich auf den Weg nach Hause.

*

An Valentinas Haus angekommen, öffnete ich vorsichtig das hölzerne Gartentörchen und schob meinen Roller am Haus vorbei in den Garten.

Ich zog die Tür von der „Gerümpelkammer“ auf und eine Lawine aus Gießkannen, Vogelhäuschen, Gartenerde, Samentütchen und einem Rasenmäher kam mir entgegen.

Seufzend gab ich die Hoffnung, meinen Roller dort unterbringen zu können, wieder auf und versuchte, die Tür wieder zuzudrücken.

Letztendlich musste ich mich mit meinem ganzen Gewicht dagegen werfen und das mehrmals, um sie zu schließen.

Keuchend wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und schob zur Sicherheit noch von außen den Riegel vor. Meinen Roller musste ich wohl oder übel neben dem Häuschen parken.

Dann rannte ich über den Rasen zum Haus und schlüpfte durch die Gartentür nach drinnen ins Wohnzimmer.

Erst als ich hereinkam, merkte ich, wie heiß es draußen gewesen war - erst recht in meinem Pullover. Ich zog ihn mir über den Kopf und merkte, dass mir mein Unterhemd am Rücken klebte. Zum Glück war es hier drinnen angenehm kühl.

„Morgen muss ich mir unbedingt ein T-Shirt anziehen“, dachte ich und machte mich auf die Suche nach Mama.

Bald fand ich sie in der Küche, wo sie das Abendbrot vorbereitete.

„Hallo, Schatz“, begrüßte sie mich. „Hattest du einen schönen Nachmittag?“ Ich nickte - vollkommen wahrheitsgemäß - und fragte zurück: „Und du?“

„Oh, ich kann mich nicht beklagen. Wir haben hauptsächlich Koffer ausgepackt.“

„Wo ist denn Paps?“, wollte ich wissen.

„Einkaufen“, antwortete Mama. „Zum Glück war noch etwas Brot und Käse fürs Abendessen im Kühlschrank.“

Sie musterte mich von oben bis unten. „Du siehst ganz schön verschwitzt aus“, stellte sie fest. „Was hast du denn getrieben?“

Da erzähle ich ihr alles, was heute Nachmittag passiert war: von Lucy, dem Geheimversteck, von Theresa, Jack, Leo und Noah, von der Mutprobe, von meiner Aufnahme in die Bande, von der Geheimmission und unserer Theorie.

Als ich fertig war, war Mama baff.

„Ihr wollt Papa finden?“

„Ja! Sonst müssen Jack und Theresa vielleicht wieder wegziehen, um weiter zu suchen.“

„Ich ... er hat mir nie erzählt, dass er schon mal geheiratet hatte ...“ Mama war sprachlos.

„Weißt du, wo er sein könnte?“, fragte ich drängend. „Ist er vielleicht doch in England?“

Mama zog ahnungslos die Schultern hoch.

„Keine Ahnung. Als ich das letzte Mal mit ihm gesprochen habe, war er in Warschau. Das war vor drei Jahren - aber er reist gerne, wer weiß, wo er mittlerweile ist ...“

„In Warschau? Das ist doch die Hauptstadt von Polen, oder?“, fragte ich aufgeregt.

„Ja, genau ... Haben wir etwa wirklich Verwandte, von denen wir nichts wussten?“

Stimmt, dann waren wir ja wirklich mit Jack und Theresa verwandt!

„Kannst du mir das Ganze noch einmal erzählen?“, bat mich Mama.

Wohl oder übel musste ich alles noch einmal wiederholen. Schließlich herrschte Schweigen. Mama war tief in Gedanken versunken.

Plötzlich blickte sie auf und sagte entschlossen: „Ich muss mit meinem Vater reden. Ich helfe euch, ihn zu finden!“

Am liebsten hätte ich einen Luftsprung mit Dreifachsalto gemacht.

NACHFORSCHUNGEN

„Deine Mutter hilft uns? Super!“ Lucy strahlte. Nachdem sie mir gestern gesagt hatte, wo sie wohnte, war ich am nächsten Tag sofort nach dem Frühstück zu ihr gerollert, um ihr von der Neuigkeit zu berichten.

„Mama sagt, sie hat seine Handynummer. Sie kann ihn also einfach *anrufen!*“, erzählte ich aufgeregt.

„Klasse! Dass das so einfach gehen würde, hätte ich echt nicht gedacht!!!“

Lucy war ganz aus dem Häuschen. Ich nickte freudestrahlend. Da wurde Lucy plötzlich ernst.

„Ich weiß nicht, wie du das siehst“, begann sie zögerlich, „aber es ist verdammt unwahrscheinlich, dass Jack sich ausgerechnet hier in der Nähe aufhält. Es ist ... ziemlich sicher, dass Theresa und Jack doch wegziehen müssen ...“

„Ich weiß ...“, meine Stimme verlor sich nachdenklich. „Ich finde, wir sollten trotzdem nach ihm suchen“, sagte ich nach einer Weile. „Erstens kommt mir die ganze Sache schräg vor und ich will wissen, was da los ist. Zweitens - vielleicht findet sich ja eine Lösung für das Problem, mit der ... alle glücklich sind ...“

„Jack könnte doch einfach nach hier kommen“, schlug Lucy vor.

Ich lachte. „Ja, das wäre die simpelste Lösung. Aber wenn das so einfach wäre ...“

Wir rufen Jack einfach mal an und fragen nach. Dann komme ich heute Nachmittag um drei zum Geheimversteck und erzähle euch, was ... dabei rausgekommen ist.“

„Okay!“, willigte Lucy ein. „Ich organisiere ein Bandentreffen.“

„Gut, vielen Dank“, sagte ich. „Bis dann!“

Dann stieg ich auf meinen Roller und fuhr wieder nach Hause.

*

Dort angekommen, wartete ich den ganzen Vormittag ungeduldig darauf, dass Mama mit dem Kochen fertig wurde und Zeit hatte, mit mir Opa Jack anzurufen.

Nach dem Mittagessen war sie endlich so weit. Sie schien genauso hibbelig wie ich zu sein, was Paps einigermaßen verwirrte. Doch für Erklärungen war keine Zeit. Wir suchten uns einen ruhigen Raum und Mama wählte die Nummer.

Es tutete.

Und tutete.

*

„Und dann ... tutete es noch einmal.“ - „Mensch, jetzt mach's doch nicht so spannend!“, schimpfte Lucy.

„Was ist passiert?“

„Dann ging der Anrufbeantworter ran.“ Alle stöhnten enttäuscht auf.

„Ich bin ja noch nicht fertig“, beschwichtigte ich sie und alle wurden wieder hellhörig.

„Wir wählten die Nummer noch einmal“, fuhr ich fort. „Und diesmal ging jemand ran.“

Alle hielten angespannt die Luft an. Ich machte eine künstlich lange Pause.

„Eine Stimme meldete sich: »Adam Miller, hello.«“

Die Luft entwich in einem Schwall aus Therasas Mund. Niedergeschlagen starrte sie zu Boden. Die anderen hatten es wohl noch nicht ganz verstanden.

„Wie jetzt?“, fragte Jack verwirrt.

„Wir haben diesen Mr. Miller nach einem Jack Alfsteiner oder einem Jack Berger gefragt. Er sagte, er kennt überhaupt keinen Jack. Das bedeutet, unser Großvater muss eine neue Nummer oder gar kein Handy mehr haben.“

Seufzend ließ Jack die Schultern sinken.

„Komm schon. Irgendwie muss er doch erreichbar sein!“, warf Lucy ein.

Ich schüttelte den Kopf.

„Willst du alle Handynummern dieser Welt durchprobieren, bis seine zufällig dabei ist? Das kann dauern, bis wir tot sind, Lucy. Nee, wir müssen anders weiterforschen.“

„Warum fragst du nicht einfach deine Oma?“, rief Noah dazwischen. „Die *muss* es doch wissen.“

Lucy nickte und auch Jack und Therasas Mienen hellten sich wieder auf.

„Ja, daran habe ich auch schon gedacht“, sagte ich zögernd.

Es behagte mir nicht so ganz, zu dieser immer noch fremden Oma Valentina einfach so reingeschneit zu kommen und sie nach ihrem Ehemann auszufragen, ich meine, sowas macht man doch nicht einfach so!

„Weißt du was, ich komme mit!“, sagte Lucy und im ersten Moment dachte ich, sie könne Gedanken lesen. „Ich würd' Valentina so gern nochmal besuchen. Ich habe sie so lange nicht mehr gesehen“, fügte sie dann jedoch hinzu.

„Ja, klar, gerne“, sagte ich dankbar. „Auch wenn es sich bescheuert anhört, dich kennt sie nämlich besser als mich.“

Alle mussten lachen, ich auch.

„Ja, das stimmt“, gab Lucy zu. „Wann gehen wir zum Krankenhaus? Hast du morgen Nachmittag Zeit?“

„Ja, kein Problem. Ich frage Mama auch mal, ob sie mitkommt.“

Erst später fiel mir auf, dass Lucy tatsächlich „gehen“ gesagt hatte.

*

Da Mama leider keine Zeit hatte und Paps die ganze (tatsächlich etwas verwirrende) Sache sowieso nicht so richtig verstand, obwohl ich dazu sagen muss, dass es ihm auch keiner vernünftig erklärt hatte, traf ich mich allein mit Lucy am Ortsausgang.

Sie wartete dort schon mit Leo auf mich (Ach so, nur mal so zur Information: Leo war der Jüngere von Lucys Brüdern, also sechs Jahre alt, und Noah war sieben).

„Hi“, begrüßte sie mich. „Leo kommt auch mit, weil Mama und Papa unterwegs sind. Noah ist auf einem Kindergeburtstag eingeladen.“

„Kein Problem!“, sagte ich. „Können wir dann?“

„Na klar!“, sagte Lucy und marschierte sofort los, auf dem Fahrradweg die Straße entlang in Richtung Stadt.

„Hey, Moment!“, rief ich. „Die nächste Bushaltestelle ist doch im Ort!“

„Frische Luft und Bewegung sind gesund!“

Da dämmerte es mir. „Willst du etwa den ganzen Weg zum Krankenhaus *zu Fuß* laufen?“, fragte ich fassungslos.

„Klar, wieso nicht?!“, erwiderte Lucy munter. „Komm endlich!“

Und sie hopste bester Laune weiter, wobei Leo ihr auf Schritt und Tritt folgte. Ich schüttelte noch einmal ungläubig den Kopf und setzte mich in Bewegung.

Na schön, wenn Lucy unbedingt laufen wollte. Mir machte es nichts aus. Schließlich war Sport mein Lieblingsfach. Aber es war heiß. Die Sonne brannte ungnädig auf uns herab und nirgendwo stand auch nur ein Schatten spendender Baum.

Obwohl ich heute ein T-Shirt angezogen hatte, war ich bald nass geschwitzt. Mein Unterhemd klebte mir am Rücken, als wir nach einem langen Marsch endlich in der Stadt ankamen. Dort konnten wir zumindest im Schatten der Häuser weitergehen.

Lucy schien das alles überhaupt nichts auszumachen. Sie hüpfte munter vorneweg und war die Hälfte der Strecke sogar barfuß gelaufen.

Auch Leo hielt sich tapfer. Er klagte nicht einmal, dass seine Füße müde seien und ich merkte, dass er an solche Aktionen gewöhnt war.

Nach einigen Minuten erreichten wir das Krankenhaus. Dort zog Lucy ihre Schuhe dann doch wieder an, bevor wir durch den Haupteingang nach drinnen gingen.

Es sah genauso aus wie vorgestern. Es saß sogar dieselbe Frau am Tresen. Und sie erkannte mich sofort wieder, worüber ich erstaunt war.

„Do you want to visit Valentina Alfsteiner again?“, wollte sie wissen.

„Yes, please.“

„Then you already know the room“, sagte sie, „good luck!“

„Thanks!“, bedankte Lucy sich und wir stiegen die Treppen hinauf. ‚Ja‘, dachte ich, ‚Glück können wir gut gebrauchen.‘

Nach abertausenden von Stufen hatten wir endlich den sechsten Stock erreicht. Ich konnte meine Füße kaum noch anheben. Keuchend zeigte ich Lucy den Raum, in dem meine Oma „wohnte“.

Ich klopfte an. Als keine Antwort kam, drückte ich vorsichtig die Tür auf.

Das Zimmer sah genauso aus wie vor zwei Tagen. Der Mann im ersten Bett, Mr. Willins, war diesmal wach und las Zeitung.



Mr. Richard Willins

Im zweiten Bett hockte mit angezogenen Knien ein Junge, der ungefähr in unserem Alter war. Ich erinnerte mich an das Schild: Robyn Willins. Das dritte Bett, Valentinas Bett, war leer.

Ich erstarrte.

„Wo ist sie denn?“, fragte Lucy verwundert.

„Keine Ahnung, eigentlich müsste sie im dritten Bett sein.“

Ratlos sah ich auf die ordentlich gefaltete weiße Bettdecke. „Excuse me“, sprach ich den Mann im vorderen Bett an, „where is Mrs. Alfsteiner?“

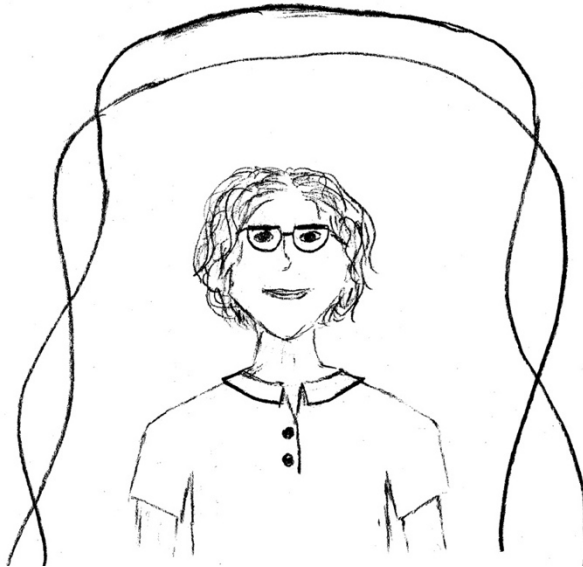
Mr. Willins blickte von seiner Zeitung hoch.

„Who are you?“ Ich wunderte mich über seine Gegenfrage, aber Lucy antwortete einfach ohne Umstände:

„I'm Lucy Roberts und that's my friend Nena Alfsteiner.“
Der Mann nickte.

„My name is Richard Willins“, stellte er sich überflüssigerweise vor, aber es klang freundlich. „And that's my son Robyn.“

Beim Klang seines Namens blickte Robyn vom Display seines Handys auf. Sein wuscheliges Haar war hellbraun und seine Augen graubraun. Er trug eine Brille, die fast wie die von Harry Potter aussah, fand ich.



Robyn Willins

„I don't know where Mrs. Alfsteiner is“, erklärte Mr. Willins bedauernd. „This morning the doctors took her away because she was very bad.“

Actually she was on the road to recovery - that's the reason she was here - but now ..." Bedauernd zuckte Mr. Willins mit den Schultern.

„Was she in a very bad shape?“, wollte ich vorsichtig wissen.

„Well, she was not well“, erwiderte er, „why do you ask?“

„I'm her granddaughter“, erklärte ich. „Oh.“ - „Yes, and we need to talk to her, it's urgent!“, mischte sich Lucy ein.

„Why?“, kam es aus Robyns Bett. Er hatte die ganze Zeit aufmerksam zugehört.

„We ... have to find her husband.“

Robyn runzelte nur die Stirn. „It's a very complicated story“, wick ich hastig aus.

„I love stories!“ Robyn lehnte sich grinsend zurück. „Tell me!“

Also mussten wir ihm die ganze Sache von Anfang an erklären. Zunächst hatte ich Zweifel, ob das wirklich eine gute Idee war, schließlich waren das hier wildfremde Leute. Aber irgendetwas sagte mir, dass es richtig war. Und wenn uns jemand helfen konnte, dann sie.

Außerdem erschien Robyn mir sehr nett. Er lauschte sehr interessiert und auch sein Vater war hellhörig geworden. Als wir fertig waren, sagte Mr. Willins nichts. Stattdessen fing Robyn an, seinerseits zu erzählen.

Er und sein Vater lebten gemeinsam in einem alten Haus auf dem Land, wo sie drei Schweine, zwei Kühe und ein paar Hühner hielten.

Robyns Mutter war schon früh gestorben. Vor einer Woche hatte sein Vater bei einem Autounfall eine Kopfverletzung erlitten und war hier im Krankenhaus gelandet. Robyn, der bei seinem Vater bleiben wollte,

durfte auch hier „wohnen“. Ein Freund kümmerte sich solange um die Tiere.

„I miss them, but I prefer to be with Dad. Even if it smells disgusting here“, schloss Robyn und rümpfte die Nase.

„I’m sorry about your mother“, sagte ich betroffen.

„It’s okay.“ Robyn zuckte die Schultern. Dann hellte sich seine Miene wieder auf. „But your story is *very* interesting. An exciting adventure - at last!

I will help you. We must find your grandma and ask her about your grandfather.“

„Great!“, freute Lucy sich. „We’ll tell Theresa and Jack about it. Next time we will bring them with us.“

Da zog Leo an ihrem Ärmel. „Das ist langweilig, Lucy. Lass uns nach Hause gehen.“

„Du hast recht“, sagte ich. „We have to go now, sorry“, sagte ich zu Robyn.

„See you!“

„Wait a moment. I don’t want to be nosy“, meinte Lucy, „but what do you watch there?“

Sie deutete auf Robyns Handy. Robyn grinste breit: „Robin Hood, of course!“

RATLOS

Wir beriefen sofort ein Bandentreffen ein, nachdem wir zurückgegangen waren - oder uns (in meinem Fall) zurückgeschleppt hatten.

Meine Füße pochten und darauf, dass ich morgen garantiert Muskelkater und Blasen haben würde, hätte ich meinen Roller verwettet. Ich bewunderte Lucy wirklich - und Leo noch mehr, obwohl der auch etwas erschöpft schien.

Am Geheimversteck war unser Fußmarsch endlich beendet. Wir kletterten die Strickleiter zur alten Trauerweide hinauf und riefen das Passwort.

(Ach so - das habe ich bisher, glaube ich, nicht erklärt. Man darf nur zum Bandentreffen kommen, wenn man das vorher vereinbarte Passwort kennt. Eine von Therasas „Schutzmaßnahmen“, obwohl es natürlich sinnlos ist. Ist aber ganz witzig.)

Dieses Mal war es „Stinkekäse“. Theresa gab die Luke frei und wir krochen ins Baumhaus. Sofort stürzten sich Theresa, Jack und Noah auf uns und bestürmten uns mit Fragen.

Hastig berichteten Lucy und ich abwechselnd, was passiert war. Alle waren enttäuscht, dass wir nichts herausgefunden hatten.

„Es bringt doch nichts. Wir kommen nie dahinter.“ seufzte Jack und klang ziemlich hoffnungslos.

„Ach, nun komm' schon“, versuchte ich ihn zu motivieren, „wir waren doch noch nie so nah dran wie jetzt. Wir müssen doch nur Valentina finden und sie fragen. Und wir haben Robyn, der hilft uns dabei!“

„Ja, wenn das so einfach wäre ...“, grummelte Jack.

„Dieser Robyn“, schaltete sich Theresa ein, „ich würde ihn gern mal kennenlernen. Er ...“

„Er ist wirklich nett“, sagte Lucy schnell, die einen Angriff befürchtete.

„Klar, hab‘ ich verstanden. Ich mein‘ doch nur.“

„Du kannst doch einfach mitkommen, wenn wir das nächste Mal zum Krankenhaus - *fahren*. Ihr alle könnt mitkommen. Am besten gleich morgen“, schlug ich vor und alle stimmten mir zu. Jack sah schon wieder hoffnungsvoller aus.

„Sag‘ mal, Lucy“, meldete sich Leo zu Wort, „warum wusste die Frau am Tresen denn nicht, wo Valentina ist?“

„Gute Frage.“ Lucy runzelte die Stirn. „Vielleicht wusste sie es einfach nicht, wenn es erst heute Morgen passiert ist.“

„Aber komisch ist es schon“, überlegte ich laut. „Eigentlich hätte sie es doch mitbekommen haben müssen.“

*

Am Abend, als ich auf meiner Matratze lag, starrte ich an die Wand mir gegenüber, lange in Gedanken versunken. Plötzlich merkte ich, dass ich die ganze Zeit das große Bild des Engels, das in Hellblau- und Gelbtönen leuchtete, angeguckt hatte.

Im Halbdunkel waren die Worte, die im Kleid oder Gewand des Engels standen, nur schwer zu erkennen, aber ich hatte mir auch einen Teil dessen, was dort stand, gemerkt:

*Freunde sind Engel, die uns auf die Beine helfen,
wenn unsere Flügel vergessen haben, wie man fliegt ...*

Ja, Freunde hatte ich gefunden! Und die Bedeutung des Spruchs würde mir bald noch klarer werden ... Was ich zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht wusste.

*

Am darauffolgenden Vormittag trafen wir uns wieder, diesmal alle zusammen, an der Bushaltestelle, wo wir auf den nächsten Bus warteten. Er kam bald und wir stiegen ein. Lucy wirkte enttäuscht.

Es war schon seltsam, manchmal war sie ausgelassen, spielerisch und auch ein bisschen frech, wie ein richtiges Kind, dann wieder ernst bei der Sache, wobei sie einen mit ihren blitzgescheiten Antworten, Schlüssen und Ideen überraschte.

„Klein, aber oho!“, dachte ich und musste grinsen. Obwohl sie ja gar nicht so viel kleiner als ich war. Naja - wir waren ja alle noch recht klein. Außer Theresa vielleicht.

Nach ungefähr einer Viertelstunde erreichten wir das Krankenhaus.

„You again!“, begrüßte uns die Frau am Tresen lachend. Dann wurde sie wieder ernst. „You can't visit Valentina Alfsteiner today. She's ...“

Theresa unterbrach sie: „We know that, but nevertheless we want to go in. Is that okay?“

„Yes, of course!“, sagte die Frau und wirkte etwas verwundert.

Doch wir nahmen uns keine Zeit für Erklärungen. „Thank you!“, rief ich noch, dann eilten wir alle davon.

Kopfschüttelnd blickte die Frau am Tresen dem Trupp Kinder hinterher. Die Jugend von heute! Hoffentlich stellten die keinen Unsinn an!

*

Wir rannten die Treppenstufen im Eiltempo hoch. Mittlerweile hatte ich mich aber daran gewöhnt. Lucy und ich führten die anderen zu Zimmer 677.

Ich klopfte hastig, wartete die Antwort aber gar nicht erst ab und drückte schwungvoll die Klinke herunter. Hoffentlich war Robyn auch da!

Die Tür schwang auf. Ja, Robyn hockte auf seinem Bett und hob den Kopf, als wir hereinkamen. Freudig begrüßte er uns. Sein Vater lächelte nur, sagte aber nichts.

Theresa musterte Robyn und ich dachte an den Moment vor dem Baumhaus, wo mich alle angestarrt hatten. Es war ein ziemlich blödes Gefühl gewesen.

„Then you are Robyn.“ Theresas Blick war fest und sie ließ nicht erkennen, was sie dachte.

„And you must be Theresa.“ Robyn wirkte beherrscht und selbstbewusst, obwohl er jünger war. Theresa runzelte die Stirn.

„Jetzt fang‘ bloß nicht wieder mit deinem Vortrag an!“, raunte Lucy mahnend. Bevor Theresa etwas sagen konnte, ergriff Jack das Wort.

„Can you help us to find the lost grandfather?“

Für einige Sekunden hing die Frage in der Luft. Es war mucksmäuschenstill und die Atmosphäre gespannt. Dann holte Robyn tief Luft:

„I ... I will try it.“

*

„Mrs. Alfsteiner is in the intensive care unit. I have made inquiries“, berichtete uns Robyn.

Wir hatten uns hinter einer Tür versteckt und beobachteten die Ärzte und Schwestern, die geschäftig vorbeieilten.

„And then, how are we supposed to talk to her?“, wollte Jack wissen.

„I don't know. We have to ask somebody.“

„But we can't! It would be unwise to tell so many people about our mission. We have dragged enough people into this“, mahnte Theresa und ich wusste, dass sie recht hatte.

„Then we'll just have to eavesdrop on someone inconspicuously!“, meinte Lucy. „Wie bitte?“, flüsterte ich.

Ich bewunderte die anderen wirklich immer wieder für ihr fließendes Englisch. Das war mir manchmal echt zu kompliziert.

„Wir müssen jemanden finden, den wir unauffällig aushorchen können“, übersetzte Lucy. In ihren Augen blitzte es abenteuerlustig.

„And I know, who!“, rief Robyn „Jessica! That's the nurse who used to come to our room. She chitchats without end! We will definitely get something out of her - and a lot of useless stuff, I bet. Come on! We just have to find her.“

Wir brauchten nicht lange zu suchen, denn als wir wieder Zimmer 677 erreichten, war sie gerade dort.

Ich erkannte sie sofort wieder. Es war die junge, dunkelhaarige Krankenschwester, deren schwarze Haare genauso kringelig waren wie meine. Und tatsächlich erwies sie sich als ausgesprochen gesprächig.

„Hello Robyn! Nice to meet you!“, legte sie sofort los. „Oh, you bring a lot of friends with you ... Hey, I know you too!“ Sie deutete auf mich. „What was your name again? Annelene? Anena?“

„Annalena“, sagte ich und grinste heimlich in mich hinein.

„Oh, yes, sorry.“ Kurz schien sie den Faden verloren zu haben, was Robyn sofort ausnutzte.

„Hey, Jessica, we want to ask you something.“

„Yes, of course. What?“

„Oh, nein, doch nicht so direkt!“ dachte ich verzweifelt. „Unauffällig!“ Aber natürlich konnte ich nichts sagen.

„Can you show us the hospital?“ wollte Robyn wissen.

Ich atmete auf.

„As a nurse you surely know all about it! I wish I knew my way around this place as well as you do!“ fügte er schmeichelnd hinzu.

„I don't know my way around here that well either“, sagte sie bescheiden, aber ich merkte, dass sie angebissen hatte.

Ich bewunderte Robyn. Er machte das wirklich geschickt. So begann Jessica uns durch das Krankenhaus zu führen, und wir bekamen tatsächlich eine ganze Menge aus ihr heraus - hauptsächlich unnützes Zeug.

Doch als Robyn sie unauffällig nach der Intensivstation fragte, erfuhren wir eine sehr interessante Neuigkeit.

Die Intensivstation wäre überfordert, sagte sie. Die Ärzte hätten so viele Patienten, dass sie sich nicht mehr um alle gleichzeitig kümmern könnten.

Darüber hinaus mussten einige Arzthelfer als Krankenschwestern arbeiten. Dadurch hatten die Ärzte noch weniger Hilfe. Aber es ging einfach nicht anders.

Das war eine sehr schlechte Information. Mein Herzschlag beschleunigte sich.

Oh, nein! Was hieß das für Valentina?

„Nur nicht gleich den Teufel an die Wand malen!“, beschwichtigte ich mich. Aber ich brauchte jetzt erst einmal Ruhe zum Nachdenken. Deshalb tat ich so, als würde ich auf meine Uhr sehen.

„Oh no! It’s late! I have to go now! Sorry!“, verabschiedete ich mich.

„Können wir uns später im Geheimversteck treffen?“, wisperte ich Lucy noch zu.

„Geht klar!“

*

Ich verließ das Krankenhaus und setzte mich an die Bushaltestelle. Ich nahm nichts mehr um mich herum wahr und versuchte, meine wirren Gedanken zu ordnen. Auf einmal kam mir unsere ganze Mission hoffnungslos vor.

Dass wir eigentlich meinen Opa finden wollten, kam mir auf einmal gar nicht mehr so wichtig vor. Die viel drängendere Frage war: Was war mit Valentina?

Obwohl ich sie kaum kannte, war der Gedanke, dass sie krank irgendwo in der Intensivstation lag, ohne behandelt zu werden, fast nicht mehr erträglich für mich. Wir hatten so viel versucht, waren so weit gekommen - und jetzt das!

Ich wäre am liebsten sofort zu Frau Nepomuck gefahren und hätte mich in Fannies weiches, warmes Fell geschmiegt. Ich konnte geradezu ihren tröstenden Duft riechen. Frau Nepomuck hätte mich bestimmt aufgemuntert und ihr wäre sicherlich etwas eingefallen.

Aber sie waren nicht da, sondern weit weg in Deutschland.

Auf einmal bekam ich Heimweh.

Ich beschloss, auf den nächsten Bus zu warten und dann sofort zu Mama und Paps zu fahren. Vielleicht hatten die eine Idee.

Aber der Bus kam nicht.

Und irgendwann fanden mich die anderen an der Bushaltestelle sitzend.

„Hi, Nena“, murmelte Lucy.

Alle sahen niedergeschlagen aus. „Wir haben noch rausbekommen, was wir eigentlich wissen wollten. Man kann die Intensivstation als Gast nicht einfach so besuchen.“

Ich zuckte mit den Schultern. „Das nützt uns doch eh nichts mehr.“

„Wahrscheinlich hast du recht“, sagte Jack traurig.

„Hey, nicht aufgeben!“, meinte Lucy. So richtig überzeugend klang es nicht.

„Genau!“, stimmte Theresa ihr zu. „Noch ist nicht alles verloren. Wir finden garantiert eine Möglichkeit.“

„Glaub‘ ich nicht“, erwiderte ich. „Wir haben verloren. Es gibt nichts mehr zu machen. Wir sind doch nur Kinder. Da können wir nichts mehr ausrichten. Ich will zurück nach Hause. Nach Deutschland.“

Da kam Lucy auf mich zu und nahm mich einfach in den Arm. Es fühlte sich gut an. Tröstend und mitfühlend, fast so gut wie Fannies Fell.

„Aber du hast doch jetzt uns“, flüsterte sie. „Du kannst uns nicht einfach im Stich lassen. Wir brauchen dich.“ Sie ließ mich los. „Wir können das schaffen! So klein sind wir gar nicht, wenn wir zusammenhalten.“

Und da verstand ich die wirkliche Bedeutung des Spruchs auf dem Gemälde.

*„Freunde sind Engel, die uns auf die Beine helfen,
wenn unsere Flügel vergessen haben, wie man fliegt.“*

Ein Hoffnungsschimmer flackerte in mir auf. „Ja, vielleicht hast du recht“, sagte ich mit belegter Stimme. „Es gibt eine Lösung, wir müssen sie nur finden.“

Lucy nickte freudestrahlend.

„Komm, Jack. Wir kriegen das schon hin.“

Die nächsten Minuten verbrachten wir mit Nachdenken. Jeder für sich und schweigend.

Aus den Minuten wurden Viertelstunden, aus zwei Viertelstunden eine halbe Stunde, bis wir schließlich eine ganze Stunde dort saßen und einfach nur nachdachten. Man musste förmlich das Rauchen unserer Köpfe gesehen haben.

Ich zermarterte mir das Hirn nach irgendeiner Lösung, nach irgendetwas, was wir tun konnten, um Valentina gesund zu machen und Opa Jack zu finden. Und auf einmal - hatte ich es!

„Natürlich, ich hab's!“ rief ich, sodass die anderen erschrocken zusammenfuhren. „Das wir da nicht schon früher draufgekommen sind - es ist doch so einfach!!!“

KRANKENSCHWESTERN

Es war wirklich so einfach! Im Nachhinein habe ich mich immer gewundert, warum wir eine Stunde gebraucht hatten, um darauf zu kommen.

Wir mussten einfach nur den Schwestern im Krankenhaus behilflich sein! Dann hätten auch die Ärzte mehr Hilfe und könnten sich wieder um die Patienten kümmern.

Doch das erwies sich als ein wenig kompliziert. Denn eigentlich brauchte man eine medizinische Ausbildung, um als Krankenschwester zu arbeiten.

Meine Hoffnung war aber, dass das Krankenhaus Hilfe so dringend nötig hatte, dass ihnen das (mehr oder weniger) egal wäre. Und die anderen waren sofort Feuer und Flamme, als ich ihnen von meinem Plan erzählte.

Nur Noah murrte: „Ich bin ein *Junge!*“

„Dann bist du halt ein »Krankenbruder«, ordnete Lucy an. „Du willst doch auch, dass Valentina gesund wird, oder?“

„Ja, klar ...“ - „Na also!“

Und damit war die Sache geklärt. Alle fuhren nach Hause und baten ihre Eltern um Hilfe.

Mama war sofort bereit, uns zu helfen. Ich hätte ihr vor Freude um den Hals fallen können. Paps jedoch versuchte, sich zu drücken: „Nein, Nena-Schatz, das ist wirklich nichts für mich, lass mich mal aus der Sache raus.“

„Keine Widerrede!“, widersprach ich grinsend und schließlich willigte Paps doch ein.

Auch Theresa und Jack hatten Erfolg: Ihre Mutter würde sich ebenfalls als Krankenschwester nützlich machen.

„Nicht nur wegen ihrem Vater, glaube ich“, erzählte Jack. Und Lucys Vater war sogar Arzt. Darum ließ der sich auch nicht lange bitten. Und wir wussten, dass wir auch auf Robyns Hilfe zählen konnten.

„Das sind insgesamt zehn Leute!“, stellte Lucy glücklich fest.

„Also, ich komme auf elf“, wunderte sich Jack

„Ach was, Noah und Leo zählen doch nur halb!“

„Hey!“, empörte sich Noah.

„War doch nur ein Witz. Ich meine natürlich, ihr zählt doppelt“, entschuldigte Lucy sich augenzwinkernd.

„Na, dann mal los!“

*

Die Leute im Krankenhaus waren uns total dankbar für die Unterstützung. So konnten wir tatsächlich ziemlich ohne Umstände in das System des „St.-Anna-Hospitals“ eingeschleust werden.

Von da an erhielten wir einfache Aufgaben, „die aber sehr wichtig sind!“, wie Jessica sich (auf Englisch) ausdrückte: Tabletten verteilen, den Boden putzen, Betten machen ...

Es war zwar anstrengend, aber irgendwie machte es Spaß. Wir unterstützten uns immer gegenseitig. Natürlich half auch Robyn mit. Er arbeitete doppelt so fleißig wie alle anderen. Ich fand ihn wirklich nett.

Aber ab und zu fragte ich mich, wieso er uns eigentlich half. Ob er irgendeinen Grund hatte? Aber wahrscheinlich steckte nichts dahinter.

Vielleicht fand er uns auch nett und half uns deshalb, oder ihn interessierte diese merkwürdige Geschichte ebenso wie uns und er wollte wissen, was es mit Opa Jack auf sich hatte.

Lucys Vater unterstützte die Ärzte und war dabei ab und zu auch bei Valentina - die er ja auch gut kannte.

Er berichtete uns, dass es ihr mittlerweile auch schon wieder besser ging, noch nicht gut, aber immerhin.

Alles lief super - bis ...

*

Ja, solange, bis die Tramps auftauchten. Theresa bemerkte sie als Erstes.

Als wir an unserem dritten Tag als Krankenschwestern das Hospital betraten, lehnten sie an einem Treppengeländer und musterten uns abschätzend.

In ihren obercoolen Klamotten wirkten sie ausgesprochen fehl am Platz, besonders die beiden Mädchen, die heute noch schräger aussahen als beim letzten Mal. Als Theresa sie sah, blieb sie stocksteif stehen.

„Das darf doch wohl nicht wahr sein!“, zischte sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor und ballte die Fäuste. Ich sog scharf die Luft ein und wappnete mich für das Schlimmste.

„What do you want here?“, rief Theresa den Tramps entgegen. Es war nur eine simple Frage, aber man hörte die unterdrückte Wut in ihrer Stimme.

„Why? The hospital is here for everyone!“, gab Malcolm überheblich zurück.

„Pff!“, schnaubte Jack. Lucy funkelte Priya und Katy feindselig an. Ich wusste nicht so recht, was ich tun sollte.

„And who is *this*?“, wollte Dave wissen und zeigte auf mich. „Mermaid Arielle?“

Meine Wangen wurden heiß.

„That’s Nena. Our new gang member.“

Dave schieg verblüfft. Doch Priya war nicht einmal jetzt um eine gemeine Bemerkung verlegen:

„What are you going to do with this carrot head? Do you have rabbits that need any food?“

Ich biss die Zähne fest zusammen und ballte die Fäuste. Das war so gemein! Aber mir fiel einfach keine passende Bemerkung ein, die ich ihnen entgegenschleudern konnte.

„Stop teasing her“, sagte da plötzlich eine ruhige, aber bestimmte Stimme hinter uns. Überrascht drehte ich mich um. Robyn stand dort und starrte die Tramps an. Sein Blick war eisern und drohend, aber nicht unkontrolliert.

„Well, well, another loser!“, begrüßte Malcolm ihn abfällig. „With whom do we have the honor?“

„My name is Robyn“, sagte Robyn so würdevoll wie möglich.

Katy kicherte: „Oh no, watch out for Robin Hood, or he’ll take out his bow!“

Robyn grinste nur.

„I, Robert of Locksley, command you to leave my lands at once and never return. You have no authority to humiliate us. Goodbye forever!“

Die Tramps prusteten los. „And if we don't do this, will you kill us then?“

Malcolm hielt sich den Bauch. Doch als er Robyn in die Augen schaute, da verging ihm das Lachen.

Robyn fixierte ihn mit einem Funken sprühenden Blick, drohend und kalt, der jeden, der ihn traf, gefangen nahm. Bewundernd starrte ich ihn an.

„Leave and never come back“, wiederholte er langsam und deutlich. In seiner Stimme lag eine Drohung. „I could tell my father. So get lost!!“

Die letzten Worte schrie er. Eingeschüchtert wichen die Tramps zurück und ergriffen hastig die Flucht, wobei sie fast über ihre eigenen Füße stolperten.

„Thank you“, bedankte ich mich staunend bei Robyn. „How did you do that?“

„What?“

„Well, that ...“, ich suchte nach dem richtigen Wort, „... that look!“

„Why? I was just staring at them!“

Entweder wollte er es nicht zugeben oder er war sich dessen gar nicht bewusst. Aber für Theresa musste es der endgültige Beweis sein, dass Robyn vertrauenswürdig war. Sie musterte ihn nachdenklich.

„You really have something of Robin Hood!“, sagte Noah bewundernd.

Robyn lachte. „I'll take this as a compliment!“

*

„Was haben die eigentlich hier im Krankenhaus gemacht?“, fragte ich Lucy auf dem Weg nach oben. „Hoffentlich sind die uns nicht auf die Schliche gekommen!“

„Nee, glaub ich nicht!“, sagte Jack. „Die haben uns einfach nur nachspioniert - oder es versucht.“ Er grinste, „Aber wenn sie wirklich etwas wüssten, hätten sie eben sofort damit vor uns angegeben. Ziemlich sicher zumindest.“

Beruhigt stieg ich weiter die Treppe hinauf. Wir trafen Jessica, die uns berichtete, dass Korridor 7 im vierten Stock gewischt werden musste. Außerdem, sagte sie, suche sie jemanden, der ihr half, Notizen über die Visite zu machen.

„I can do that“, sagte Robyn sofort. „Have fun while you clean the floor!“ Er grinste uns schelmisch an, dann machte er sich mit Jessica aus dem Staub.

Stöhnend holte ich ein paar Wischbesen und einen Eimer voll Wasser. Damit machten wir uns an die Arbeit.

Zuerst beneidete ich Robyn um seinen angenehmen Job. Es machte zwar Spaß, Krankenschwester zu spielen und wir taten es schließlich für Valentina, aber anstrengend war es schon.

Aber jetzt, im Nachhinein, hätte ich nicht für alles Geld der Welt mit ihm getauscht. Dann hätte ich nämlich etwas ganz Wichtiges verpasst.

Nach einer halben Stunde kam nämlich Lucys Vater zu uns geeilt: „Da seid ihr ja! Ich habe euch gesucht. Ich komme gerade aus der Intensivstation und es gibt gute Neuigkeiten: Es geht Valentina wieder besser! In zwei

Tagen kann sie voraussichtlich aus der Intensivstation raus.“

Jubelnd fielen wir uns um den Hals. Dann hatte es sich also doch gelohnt! Alle strahlten erleichtert.

Und das nicht nur, weil wir jetzt herausfinden würden, wo Opa Jack war. Ich freute mich einfach nur, dass es meiner Oma besser ging. Auch wenn ich sie immer noch nicht so richtig kannte.

*

Schließlich war es soweit: Valentina ging es so gut, dass ich sie besuchen konnte. Ein bisschen nervös war ich schon, aber Lucys Angebot, mitzukommen, lehnte ich dieses Mal ab.

„Ich muss das alleine machen, glaube ich.“

Lucy verstand das. Also ließ ich die anderen bei den Bettbezügen im dritten Stock zurück und stieg die Treppen zu Zimmer 677 nach oben.

Diesen Weg war ich nun schon so oft gelaufen, dass ich ihn ganz von alleine ging. ‚Wie bei meinem Schulweg!‘, dachte ich.

Nach ein paar Minuten erreichte ich die Tür.

Ja, Valentina war wieder da. Sie lag im hintersten Bett. Ihr Gesicht war blass und sie sah erschöpft aus, aber sie lächelte mich freundlich an.

„Ah, hallo Annalena. Ich hatte mir schon gedacht, dass du kommen würdest.“

Ich wusste nicht, was ich erwidern sollte. „Ja ... hallo.“ Okay, dummer Annäherungsversuch! „Wie geht es dir?“, fragte ich schnell.

„Och, es ging mir schon besser“, antwortete sie. „Aber momentan kann ich mich eigentlich nicht beklagen.“

Ich nickte. „Das freut mich.“

Dann war es still. Bis Valentina das Schweigen brach. „Mr. Roberts hat mir erzählt, was ... was ihr getan habt.“

„Hat er?“

„Ja. Vielen Dank, Annalena!“ Sie sah mich ernst an.

„Kein Thema“, wich ich aus, da mir das Lob unangenehm war. Wir hatten es ja nicht nur getan, um Valentina zu helfen, sondern auch, um etwas über Opa Jack herauszufinden. Was mich wieder daran erinnerte, wieso ich eigentlich hier war.

„Sag‘ mal“, riss mich Valentina aus meinen Gedanken, „hatte es noch irgendeinen anderen Hintergrund, dass ihr hier Krankenhelfer gespielt habt?“

Ich erschrak über diese direkte Frage.

„Naja, also ...“, stotterte ich, „nicht direkt, ... doch eigentlich schon, also wir ...“

Ich stockte. Und dann sprudelte es plötzlich nur so aus mir heraus.

Ich erzählte meiner Großmutter alles, die ganze Geschichte, von Anfang an bis zu dem Zeitpunkt, an dem wir uns jetzt befanden.

Ich ließ nichts aus, auch keine unnötigen Details.

Es tat unheimlich gut, mir alles von der Seele zu reden. Irgendwie hatte mich die ganze Sache der vergangenen Wochen doch sehr belastet.

Valentina hörte mir aufmerksam zu. Sie fragte nicht nach und unterbrach mich auch sonst nicht. Auch schien sie nicht böse zu sein darüber, dass wir ihr eigentlich „nur“ wegen dem Großvater geholfen hatten. Im Gegenteil, in ihren Augen spiegelte sich so etwas wie Stolz.

Als ich meine Geschichte beendet hatte, war eine halbe Stunde vergangen. Mein Hals war ganz trocken vom Erzählen.

„Weißt du es?“, krächzte ich. „Valentina, weißt du, wo Jack ist?“

Eindringlich schaute ich sie an. ‚Bitte!!!‘, flehte ich innerlich. ‚Bitte, lass die ganze Sache endlich ein Ende haben!‘

Ich wünschte mir so sehr, dass sich die ganzen Mühen und erfolglosen Versuche, die wir unternommen hatten, am Ende doch gelohnt hatten. Dass Jack und Theresa hierbleiben konnten.

‚Bitte, bitte, bitte!!!‘

Valentina schaute mich an. „Tut mir leid, Annalena“, sagte sie traurig, „ich weiß es auch nicht.“

Entsetzt starrte ich sie an. - ‚Nein. Bitte nicht!‘

Enttäuscht und niedergeschlagen drehte ich mich um zum Gehen.

Es war vorbei!

Da hielt Valentina mich zurück: „Ach, übrigens, Annalena: Du kannst mich Oma nennen.“ Sie lächelte mich an. Nur ganz leicht, aber immerhin.

Ich lächelte zurück. „Und du kannst Nena zu mir sagen.“

EIN MERKWÜRDIGER ZUFALL

Es war vorbei. Aus und Ende. Over! Und wir konnten nicht erwarten, dass wir das Rätsel doch noch irgendwie lösen konnten!

Damit war es glasklar: Jack und Theresa würden wegziehen, um weiter nach ihrem Großvater zu suchen.

Bei dem Gedanken traten mir Tränen in die Augen. Das überraschte mich. Schließlich hatte ich sie erst vor fast drei Wochen kennengelernt.

Nur drei Wochen! Es war mir viel länger vorgekommen. Es fühlte sich an, als würde ich Lucy, Jack, Theresa, Noah, Leo und Robyn schon Ewigkeiten kennen. Die kurze Zeit hatte gereicht, um richtig dicke Freunde zu werden.

Ich lächelte. Das Ganze hatte also doch einen Vorteil gehabt. Und nicht nur das, ich hatte auch meine Oma kennengelernt.

Und genau das sagte ich auch meinen Freunden. Sie schauten mich an, nicht, als wäre ich verrückt geworden, sondern dankbar. Und dann umarmten wir uns. Ausnahmslos alle.

„Wisst ihr was“, sagte Theresa und ich hörte, dass sie schniefte. „Eigentlich müssten wir ja jetzt eine richtige Zeremonie machen und so, um den neuen Bandenanführer zu wählen. Ich meine, wenn wir wegziehen ...“

„Zum Feiern ist mir eigentlich nicht zumute“, murmelte Lucy und alle stimmten ihr zu. „Dann stimmen wir eben nur ab.“

Auch Robyn wählte mit. Ich war für Lucy. Doch die Wahl der anderen überraschte mich vollkommen: Jack, Lucy, Theresa, Robyn, Noah und Leo hatten alle einstimmig gewählt. Und zwar mich!

„Na dann“, sagte Theresa feierlich, „dann soll es so sein. Nimmst du die Wahl an, Nena?“

Darauf war ich überhaupt nicht vorbereitet gewesen. „Äh ... also“, stotterte ich unsicher. Aber schließlich hatten meine Freunde es so gewollt.

„Also, ich ... ich denke schon, also ... ja.“ - „Klasse!“

Dann verabschiedeten wir uns. Obwohl der Umzug noch dauern würde, waren alle todtraurig.

Nur Robyn sah nicht niedergeschlagen, sondern seltsam nachdenklich aus.

*

Als ich bei Omas Haus ankam, berichtete ich meinen Eltern, die schon dort waren, was passiert war. Das Ganze auszusprechen, machte mich noch trauriger. Paps tröstete mich und Mama, die auch enttäuscht wirkte.

„Ihr habt es versucht. Das ist das Wichtigste.“

„Aber es nützt uns doch auch nichts, um den Umzug zu verhindern!“, rief ich verzweifelt. „Es gibt kein »verhindern« mehr. Wir können nichts tun, es ist vorbei.“

Es machte mich unheimlich traurig, Theresa und Jack zu verlieren. Aber immerhin hatte ich noch Lucy, Robyn, Leo und Noah. Jack und Theresa hatten niemanden. Sie mussten alles zurücklassen. Ich beneidete sie wirklich nicht.

Der Umzug würde zwar erst in vielen Wochen, wenn nicht in Monaten sein, aber sobald ein Haus gefunden und die ersten Schritte eingeleitet waren, würde es kein Zurück mehr geben.

Daher versuchten wir, die gemeinsame Zeit so sehr wie möglich zu genießen, aber es klappte nicht so richtig. Niemand hatte gute Laune und alle hingen trübsinnigen Gedanken nach. Sogar das Wetter passte: Der Himmel war grau und meist regnete es Bindfäden.

Robyn kam nicht mehr zu unseren schweigsamen Treffen. Wenn wir ihn fragten (was wir per Telefon taten, schon längst hatten wir alle Nummern getauscht), dann sagte er, er habe zu tun.

Das war schon merkwürdig, aber ich hatte keine Lust, der Sache auf den Grund zu gehen. Überhaupt, ich hatte zu nichts Lust.

Der Sonntag verging, und der Montag kam. Es waren immer noch Ferien, denn in England hatten sie später begonnen.

*

Schließlich begann der Dienstag. An diesem Tag sollte alles *endlich* anfangen, sich zum Guten zu wenden.

Aber das wusste ich noch nicht, als ich nach dem Frühstück meiner Mutter half, einige Taschen auszupacken, die wir vollkommen vergessen hatten.

Auf einmal klingelte es an der Tür. Da Paps das Wohnzimmer saugte und Mamas gesamter Kopf in einem alten Schrank steckte, legte ich seufzend einen Beutel zur Seite und schlurfte zur Haustür.

„Bestimmt der Postbote“, dachte ich, „warum kann der die Post nicht einfach in den Briefkasten werfen?“

Ärgerlich öffnete ich die Tür.

Doch vor mir stand nicht der Postbote, sondern ein Mann, der wohl Ende sechzig sein mochte.

Er war groß und schlank, hatte eine spitze Nase und trug eine rechteckige Brille. Sein Haar und Bart waren grau, wie die Wolken am Himmel.

„Good morning“, begrüßte ich ihn verduzt. „Guten Morgen.“ Der Mann musterte mich eingehend.

„Huch“, dachte ich, „der spricht ja deutsch!“

„Du musst wohl Nena sein.“

„Woher kennen Sie meinen Namen?“, fragte ich verwundert. „Und wer sind Sie überhaupt?“

„Mein Name ist Jack Alfsteiner. Ich ...“

„WAAS?!!! Du bist Jack??? Ach du ...“, stieß ich hervor.

Das konnte doch nicht wahr sein. Es *musste* ein Scherz sein. Es gab ja schließlich keine Wunder! Oder etwa doch?

„Ach du ... heiliger Bimmbamm“, beendete ich meinen Satz verblüfft.

„Wieso? Was ... Du kennst mich? Aber ... was ist denn so - so verblüffend an mir?“ Jack schien ebenfalls verwundert.

„Es ist ... Kommen Sie doch erstmal rein!“

Jack nickte und wir gingen ins Wohnzimmer. Paps mit seinem Staubsauger war mittlerweile oben im Gästezimmer, ich konnte ihn hören. Etwas seltsam kam ich mir schon vor, so mit dem verschollenen Großvater auf dem Sofa zu sitzen.

Von diesem Tag an habe ich nie mehr gedacht, dass etwas unmöglich ist. So ein Riesenzufall! Und genau zur richtigen Zeit!

Also fing ich an, Jack alles zu erzählen. Und als das Staubsaugergeräusch ins Bad gewandert war, endete ich schließlich. Da lachte Jack.

„Na, das würde ja einen ganzen Roman abgeben“, schmunzelte er. „Das hätte ich mir ja nicht träumen lassen, dass mein Besuch hier so willkommen ist ... Und Anne ist *auch* hier! Ich fürchte, bei ihr muss ich mich noch entschuldigen. Und bei Valentina auch. Du sagtest, sie ist auf dem Weg der Besserung!“

Ich nickte.

„Na, da fällt mir ja ein Stein vom Herzen. Das hat der komische Mr. R.W. nicht gesagt - aber alles von Anfang an.“

Und dann begann Jack seinerseits zu erzählen. Zuerst berichtete er von der Hochzeit von ihm und einer Frau namens Else. Sie lebten gemeinsam in Deutschland, Elses Heimat, obwohl Jack in England geboren war. Die Trauzeugin war eine Freundin von Else, Valentina, mit der Jack eigentlich noch nicht sehr viel zu tun hatte.

Else und Jack lebten einige Jahre gemeinsam in Deutschland, dann wurde ihr erstes Kind geboren, das sie Marie taufte. Als Marie zwei Jahre war, kam die kleine Anne hinzu.

Als Jack beschloss, wieder arbeiten zu gehen, war er nur noch selten zuhause und Else und er entfremdeten sich. Schließlich passte es einfach nicht mehr und sie ließen sich scheiden, drei Jahre nach Annes Geburt.

Nun zog Jack zurück nach England und zu seiner Familie. Dort traf er Valentina wieder, die zu dem Zeitpunkt schon sechs Jahre in England wohnte, nachdem sie dorthin ausgewandert war.

Sie verliebten sich und bekamen eine Tochter, Stefanie. Mama. Siebzehn Jahre lang lebten sie glücklich zusammen in England.

Dann suchte Stefanie einen Platz für ihre Ausbildung. Sie fand einen, doch leider war die Stelle in Deutschland. Deshalb zogen sie um; denn es war günstig und schließlich kam Valentina von dort.

„Eigentlich hatte ich vor, dort zu bleiben. Aber nach kurzer Zeit erreichte mich die Nachricht vom Tod meiner Mutter.

Mein Vater hatte das nicht so ganz verkraftet. Er war schon achtzig und wurde krank. Man berichtete mir, dass er im Koma lag, und ich machte mir entsetzliche Sorgen.

Ich war gezwungen, wieder nach England zurückzuziehen. Und Steffi und Valentina musste ich zurücklassen.

Sie versicherten mir, dass sie schon zurechtkommen würden. Und da es so aussah, als würde ich längere Zeit nicht zurückkommen, trennten Valentina und ich uns.

Wir ließen uns nicht scheiden, sondern beschlossen nur, eine Zeitlang getrennt zu leben. Doch alles dauerte viel länger, als wir alle gedacht hatten. Aber nach fast sieben Jahren konnte meinem Vater dann doch niemand mehr helfen.

Zu Anfang hatten Valentina und ich noch viel Kontakt, doch leider Gottes wurde es mit der Zeit weniger. Ich half

meinem Vater, wo ich konnte, und Valentina musste Stefanie bei ihrer Ausbildung beistehen.

Kaum war mein Vater gestorben - ich war sehr traurig - fragte mich mein Cousin, der Archäologe war, ob ich Interesse an einer Ausgrabung in Polen hätte. Begeistert sagte ich zu, erfreut über die Ablenkung.

Von dort telefonierte ich noch einmal mit Steffi. Sie hatte deinen Vater geheiratet und Valentina war in unser altes Haus zurückgezogen.

Mein Gewissen meldete sich, aber ich ignorierte es. Nie habe ich einen größeren Fehler gemacht!

Durch die Archäologenarbeit war ich so abgelenkt, dass sich die Beziehung zwischen Valentina und mir komplett auflöste. Ich bereue es immer noch!

Doch vor ein paar Tagen rief mich ein unbekannter Mr. R.W. an. Wer er war, wollte er mir nicht sagen, doch er erzählte mir, dass Valentina schwer krank ist und ich eine Enkelin habe - dich.

Ich hielt das zunächst für einen Scherz und dachte, der Mann wollte mich nach England locken. Aber ich konnte nicht erkennen, welchen Vorteil das für ihn haben sollte.

Mit dem Gedanken, dass ich doch sowieso nichts zu verlieren hatte, stieg ich ins Flugzeug und hier bin ich.“

Ich konnte nur staunen. „Das wäre ebenfalls Stoff für einen Roman.“

Ich runzelte die Stirn. „Dann steckte gar nichts hinter der Scheidung von Else und dir?“

„Nein!“, beteuerte Jack. „Ich habe keine Ahnung, wieso Anne das dachte! Aber naja, irgendeinen Grund brauchte sie ja, um mich zu suchen.“

Er lächelte. „Sie war schon mit drei immer ziemlich dickköpfig.“

Aber ich hatte noch eine Frage: „Du und Valentina - ihr seid gar nicht geschieden? Das hatte ich immer anders verstanden ... Naja, Mama hat es mir auch nie richtig erklärt.“

„Mittlerweile hat Valentina sich wahrscheinlich scheiden lassen“, vermutete Jack und er klang traurig. „Ich bin ja nicht mehr zurückgekommen. Ich muss mich unbedingt entschuldigen! Wir müssen zum Krankenhaus!“

„Das hat noch ein klein wenig Zeit!“ Plötzlich stand Mama in der Tür.

„Papa! Da bist du ja! Na, das wurde auch Zeit!“

Sie klang unendlich erleichtert. Dann fielen sich Mama und Opa Jack in die Arme.

„Du bist größer geworden“, stellte Jack fest. Mama lachte. „Und du hast mehr graue Haare als vor zwanzig Jahren!“

Ihr schien wirklich ein Stein vom Herzen gefallen zu sein. Und ich war auch erleichtert. Jetzt mussten Jack und Theresa vielleicht doch nicht umziehen!

„Wahrscheinlich wird mein Gefühl, dass ich sie nicht verlieren wollte, dadurch verstärkt, dass wir Stiefcousinen/-cousins sind“, überlegte ich.

Wir mussten unbedingt zu ihnen! Doch zuerst ging es zum Krankenhaus.

Während der Busfahrt dachte ich über Jacks Geschichte nach. Er wirkte nervös. Ich konnte ihn verstehen. Aber, was ich nicht so ganz verstand, war, warum er nichts unternommen hatte, um wieder mit Valentina in Kontakt zu treten.

,Vielleicht hatte er Angst. Angst davor, dass Valentina wütend sein könnte, weil er sich nicht gemeldet hat.'

Ich glaubte nicht, dass Valentina sich wirklich hatte scheiden lassen. Sie hatte so traurig gewirkt, als ich sie auf Jack angesprochen hatte, nicht zornig.

Aber wenn Jack das gedacht hatte, war es in gewisser Weise verständlich, dass er nicht zurückgekommen war. Aber auch nur in gewisser Weise.

Anscheinend hatte ihn nur die Nachricht, dass Valentina krank war, endlich umstimmen können. Und die Nachricht über mich ...

Bei allem spielte wohl dieser seltsame Mr. R.W. eine Rolle. Ich fragte mich, ob ich den wohl kannte, aber so sehr ich mir den Kopf zermarterte, es fiel mir nicht ein.

Wie immer kam ich nicht auf das, was doch so naheliegend war...

Doch schließlich wurden meine Grübeleien von der plärrenden Bus-Mikrofonstimme unterbrochen: „Next stop: Hospital Road!“

Der Bus hielt, wir stiegen aus und gingen über den Parkplatz ins Krankenhaus. Ich ging voran, denn mittlerweile hätte ich den Weg zu Zimmer 677 wohl auch blind gefunden.

An der Tür angekommen, blieb ich stehen und ließ meinem Opa den Vortritt. Er straffte die Schultern, dann klopfte er.

„Come in!“ sagte Mr. Willins Stimme.

BEICHTE

Wir betraten den Raum. Robyn hob die Hand, als er mich bemerkte - er guckte wieder mal Robin Hood - und stockte mitten in der Bewegung, als er Jack bemerkte.

Er grinste begeistert. Ich wunderte mich, dass er kaum erstaunt war, doch ich wurde sofort wieder abgelenkt. Valentina hatte Jack nämlich mittlerweile auch bemerkt.

„Wo - wo kommst *du* denn her?“ Ihre Miene verriet nichts über das, was in ihr vorging.

„Ich ...“, begann Jack, „also, ich ... Valentina, es ...“ - „Du alter ESEL!“, schimpfte Valentina plötzlich ungehalten los. Doch sie strahlte dabei.

„Was hast du dir dabei *gedacht*, einfach ohne Vorwarnung hier aufzutauchen? Ich bin ja so erleichtert!“

Jack schien etwas verwirrt über ihre Reaktion.

„Es tut mir so leid“, sagte er, „alles tut mir leid! Wenn ich mich doch nur gemeldet hätte ... ich war ein Trottel, du hast recht, es war so dumm von mir - und du hattest nicht einmal meine Nummer ...“

„Nein, Jack“, unterbrach ihn Valentina leise, „es war meine Schuld. Wenn ich mich mehr für dich und das, was du getan hast, interessiert hätte, dann wäre es nie so weit gekommen.“

„So ein Quatsch, was redest du da?“, fragte Jack verwirrt. „Es war *mein* Fehler, *ich* habe es versäumt, zu dir zurückzukommen - ich hatte *Angst*, weißt du ...“

„*Ich* hab's vermasselt“, widersprach Valentina, „wenn ...“

„Nein, *ich*, das war vollkommen falsch von mir ...“

„Unsinn, es war *mein* ...“

Ich konnte nicht anders, ich musste grinsen.

„Es war *meine* Schuld“, beharrte Jack.

Dann hielten sie beide inne und kicherten plötzlich los. Es klang wie zwei kleine Kinder, die sich gezankt, aber wieder vertragen haben, und nun lachten sie sich über etwas kaputt.

„Wir haben *beide* einen Fehler gemacht“, sagte Valentina und wischte sich eine Träne aus dem Auge.

„Ja“, erwiderte Jack lächelnd, „aber schließlich ist niemand perfekt.“

Valentina lächelte ebenfalls: „Stimmt.“

Und da stiegen mir auch Tränen in die Augen. So unauffällig wie möglich wischte ich sie weg.

Robyn und sein Vater lächelten ebenfalls. Aber, bei Robyn war es eher ein triumphierendes Grinsen. Und hatte er nicht heimlich seinem Vater zugezwinkert?

„Then the mystery of the grandfather has finally been solved“, stellte Mr. Willins fest.

Jack erstarrte. „Yes, perhaps“, sagte er, „but there is yet another mystery, and I'd like to ask you a question about it: Why does your voice sound like the voice of the mysterious Mr. R.W.?“

Ich sog scharf die Luft ein.

Natürlich!

R.W. - Robyn Willins. Und Richard Willins, sein Vater. Dass ich da nicht draufgekommen war!

„Well, ...“, fing Mr. Willins an, und wenn er verlegen war, verbarg er es gut; doch Robyn unterbrach ihn: „My father is a private detective.“

Robyn schaute seinen Vater nicht an, sondern mich. Er wirkte sichtlich nervös.

„And ... And I want to be one too when I grow up.“

Er schien stolz darauf zu sein.

„I wanted to prove to Dad that I could already be a real detective, so I wanted to help you. Your story sounded so exciting, and I also wanted to know where the missing grandfather was.

When we failed, I begged Dad to help us. He did some research, called Jack ... and now you already know the rest.“

Ich war baff. *Damit* hatte ich nicht gerechnet.

„Wow!“, war alles, was ich sagen konnte.

Mr. Willins schien verärgert.

„I knew from the beginning that they would figure it out! And if there's one thing I've found out, it's that I don't like all the lying in detective work at all“, rechtfertigte sich Robyn kleinlaut.

Mr. Willins Miene wurde sanfter.

„You're right, Robyn“, sagte er. „We should not lie.“

Ich musterte Robyn immer noch voller Staunen.

„Hey - thanks, Robyn“, sagte ich „Thank you for all you have done. But - I think you are Robin Hood, not a detective, aren't you?“

„Right“, lachte Robyn „but actually it fits. Robin Hood is also an inconspicuous helper, isn't he?“

Ich lachte. „Yes, of course, you're right. Oh - speaking of inconspicuous, Theresa won't like that at all.“

Robyns Miene verdüsterte sich. „I know. I still have to confess it to her.“

„Well, we have to get to your friends anyway“, mischte sich Jack da ein. „I still have to talk to Anne ... yet another one I've let down.“

Er seufzte. „I fear I can't go with you“, sagte Valentina. „I'm not quite well yet.“

„Me too“, sagte Mr. Willins, „go without us.“

„We'll come back and tell you what's happened“, versprach Robyn und wir machten uns auf den Weg nach Hill Village, wo Theresa und Jack wohnten.

Zum Glück gab es einen Bus, der vom Krankenhaus dorthin fuhr.

Ich wusste, dass Jack und Theresa im Peony Way wohnten, aber die Hausnummer kannte ich nicht. Doch zu viert entdeckten wir schließlich das Haus, auf dessen Briefkastenschild ‚Berger‘ stand.

Robyn drückte auf die Klingel und es läutete zweimal.

Ding-dong - ding-dong.

Dann Stille.

Nach einer kurzen Weile näherten sich Schritte und dann öffnete Jack die Tür. Als er seinen Namensvetter erblickte, konnte man förmlich sehen, wie es in Jacks Kopf ratterte. Seine Augen wurden immer größer.

„Mo - ment mal“, stotterte er, „das ... das ist ...“

Er sah mich fragend und hoffnungsvoll an. Ich nickte glücklich. Und da sprang Jack jubelnd in die Luft.

„Großartig!“ Er grinste breit. „Willkommen, ... äh - Großvater.“

„Guten Tag, Jack Nr.2!“

Unser Opa grinste ebenfalls. Da erschien Jacks und Therasas Mutter an der Tür.

„Was ist denn hier ... *Ach du liebe Güte!*“

Opa Jacks Grinsen verblasste. Anne Berger starrte ihren Vater wie vom Donner gerührt an.

„Du, du ... bist es doch, oder?“

„Ja, Anne, ich ... es tut mir ja so ...“

„Was zum Geier ist denn *hier* los?“

Theresa war an der Tür erschienen. Mit weit aufgerissenen Augen schaute sie zwischen Opa Jack und mir hin und her.

„Das kann doch nicht ... das kann doch nicht *wahr* sein?!“, stieß sie hervor.

„Doch!“, grinste ich.

„Kraus!!“

Da fiel Therasas Blick auf ihre Mutter. Die sah verärgert aus, aber in ihrem Blick lag auch Erleichterung und Staunen - und Traurigkeit.

„Äh ... wir klären das später“, sagte Theresa zu Jack junior und mir und zog sich mit ihm unauffällig in den Schatten der Tür zurück. Ich sah, wie Jack seine Mutter etwas ängstlich beobachtete. Sofort wandte ich meine Aufmerksamkeit wieder dem eigentlichen Geschehen zu.

Mein Opa und seine Tochter Anne starrten sich nur an, wobei er unruhig von einem Bein auf das andere trat. Einige Zeit herrschte Schweigen, niemand schien sich zu trauen, das erste Wort in den Mund zu nehmen.

Schließlich begann mein Opa doch, aber er brauchte zwei Anläufe, denn beim ersten Mal versagte seine Stimme.

„Anne, ... ich ...“ Er holte tief Luft. „Anne, ich bin hergekommen, um mich zu entschuldigen ... Ich habe dich

einfach sitzenlassen, und ich will mich dafür nicht rechtfertigen, aber ich kann versuchen, es dir zu erklären.“

Er lächelte unsicher, und Frau Berger erwiderte das Lächeln.

„Lasst uns das doch drinnen klären“, schlug sie vor. „Kommt rein!“

Es war eine freundliche Einladung und dennoch ließ ihre Stimme nicht erkennen, was sie dachte. Aber sie klang nicht zornig, und ich meinte, ein kleines Fünkchen Erleichterung herausgehört zu haben.

Jack senior und Frau Berger verschwanden im Wohnzimmer. Von ihrer Aussprache habe ich nichts mitbekommen, denn Theresa sagte, sobald sie weg waren: „Was haltet ihr von einem Bandentreffen?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, verschwand sie, um Lucy anzurufen. Ich hörte sie telefonieren:

„Hi, Lucy! ... jaja, alles okay, schon gut ... hör mal, kannst du mit Leo und Noah zu einem sofortigen Bandentreffen an der alten Weide kommen? ... Super! Das Passwort lautet ... äh ... »Aufgeklärtes Mysterium«!“

Im nächsten Moment musste der Hörer wohl fast explodiert sein, als Lucy „Waaaaaas???“ schrie.

*

Kurze Zeit später saßen Theresa, Jack, Robyn und ich im Baumhaus und warteten auf Lucy und ihre Brüder. Es dauerte nicht lange und Lucy zog an der Klingelschnur, woraufhin die nicht ganz intakte Glocke einen eher klappernden als läutenden Ton von sich gab.

„Passwort?“ - „Äh ... gelöstes Rätsel?“

„Nein.“

„Jetzt macht schon auf, es war doch sowas in der Art!“

Lucys Stimme klang unglaublich ungeduldig und neugierig, und sie trat hibbelig von einem Fuß auf den anderen.

„Es war »aufgeklärtes Mysterium«,“ klärte Theresa sie auf und ließ die Leiter herunter. Lucy verdrehte die Augen.

„Ist doch dasselbe!“

Nach Lucy kamen Leo und Noah die Leiter hinauf. Sie sahen aus, als würden sie gleich platzen vor Spannung.

„Was ist passiert?“ - „Wo ist Jack?!“, bestürmten sie uns.

„Alles der Reihe nach!“, beschwichtigte ich sie und begann, gemeinsam mit Robyn (was wegen seinen nicht vorhandenen Deutschkenntnissen etwas problematisch war), zu erzählen. Alle hörten mit großen Augen zu.

„Donnerwetter!“, rief Lucy mehrmals, und als ich von dem „Zufall“ berichtete, schüttelte Jack ungläubig den Kopf.

„Man sollte an Wunder glauben, denn es gibt sie!“

Dazu sagte ich erstmal nichts, denn die Sache mit der Detektivarbeit wollte ich Robyn überlassen. Er wirkte zunehmend nervös. Mit leicht angespannter Stimme schilderte ich, wie Valentina und Jack sich vertragen hatten.

„Und dann ...“ - ich verstummte, Robyn holte tief Luft:

„Well, ... my father said: »Now the mystery of the grandfather is solved, at last.« And then suddenly Jack asked him:

»Why does your voice sound like that of the mysterious Mr. R.W.?«

Alle erstarrten. Robyn fuhr mit zitternder Stimme fort:

„My Dad was embarrassed, but I told Nena ... he ... the truth is: Dad is ... Dad is a private detective.“

Und dann erzählte Robyn, warum er uns wirklich geholfen hatte und was es mit Mr. R.W. auf sich hatte. Er wirkte unsicher, aber seine Stimme wurde fester, während er sprach.

Ich war ihm einfach nur dankbar dafür, dass er und sein Vater Jack gefunden hatten. Ich hoffte, dass es Theresa auch so ging und sie nicht böse war.

Nachdem Robyn geendet hatte, sagte sie nichts. Sie schien einfach nur verblüfft. Das nutzte ich aus:

„Robyn hat uns geholfen. Nur wegen ihm haben wir Jack gefunden ... Genau genommen hat er uns gar nicht verraten. Im Gegenteil!“

„Ja“, sagte Theresa „aber trotzdem...“

„Bitte, Theresa!“

„Ist ja schon gut“, sagte sie und sah mich erstaunt an. „Was ist denn los?“

Ich zögerte „Um ehrlich zu sein, hatte ich Angst, dass du - böse sein würdest - auf Robyn, weißt du ... Und Robyn hatte noch mehr Angst, glaube ich.“

Theresa schwieg betroffen.

„I’m sorry“, flüsterte sie. „Sorry, Robyn. I didn’t know that I was so ... well, sorry. I’m very grateful. Nena is right. You saved us. Without you, we would have moved away soon.“

Ich grinste glücklich.

„Wisst ihr was?“, fragte Lucy verschmitzt. „Wir brauchen einen neuen Bandennamen! Hat jemand eine Idee?“

Alle dachten nach.

Da fiel mir etwas ein, was mein Opa gesagt hatte.

„Wie wäre es mit »Die Unperfektionierten?«, schlug ich vor.

„That’s »The Imperfects« in English“, setzte ich für Robyn hinzu.

„Find ich gut“, sagte Jack und wir stimmten ab.

Alle waren dafür.

„Äh, was heißt das eigentlich?“, wollte Leo wissen. Ich lachte.

„Na, dass wir nicht perfekt sind. Niemand ist perfekt. Das wollen wir doch auch gar nicht sein, oder?“

Das erinnerte mich an etwas, was ich auch nicht richtig sein wollte.

„Jetzt, wo ihr hierbleibt, müssen wir doch die Wahl des Bandenanführers zurücknehmen.“ Theresa sah mich erstaunt an: „Du kannst ruhig die Anführerin bleiben.“

Lucy und Jack nickten zustimmend.

„Ich fühle mich geehrt“, sagte ich theatralisch, „aber mach du das ruhig, Theresa.“ Ich lächelte meiner Stiefcousine zu.

„Du bist nun mal die geborene Anführerin!“

„Oh, danke!“, sagte Theresa überrascht.

„Ich habe nicht gesagt, dass das ein Kompliment war!“

Da lachten alle.

*

Als ich bei Valentinas Haus ankam, war es schon später Nachmittag. Paps hatte das Staubsaugen längst beendet und wischte nun den Esszimmertisch ab.

„Da bist du ja wieder!“, sagte er erfreut.

„Ihr wart plötzlich weg, ohne Tschüss zu sagen. Was habt ihr überhaupt getrieben?“

Ich grinste. Hatte Paps etwa nichts von alledem mitbekommen?

„Och, wir haben nur mal eben meinen Großvater gefunden.“

„Wie bitte?! Erzähl!“



Das ist OPA JACK - endlich nicht mehr verschollen!

EPILOG

„I hereby promise never to reveal the secrets of my gang. On my honor, I solemnly swear to defend this alliance of German and English children with all my heart. Should I break this oath, I will be unforgivable.“

Robyn endete und grinste breit. Alle applaudierten: Jack, Theresa, Noah und Leo, Mama, Paps, Anne, Valentina, Mr. Willins und Opa Jack. Und natürlich ich. Wir alle standen um den alten Weidenbaum im Geheimversteck herum und blickten auf Robyn.

„Then be a member of this alliance from now on. May you never regret joining us and never forget what you have sworn to do.“

Theresa klang genauso feierlich wie bei mir. Lucy pfiff auf den Fingern und Jack lachte: „Now you just have to learn German!“

Robyn grinste: „Okay. And who’s my teacher?“

„I can teach you!“, bot ich mich an und wir alle lachten.

Und dann stieg eine ausgelassene und fröhliche Party. Wir feierten Valentinas Genesung, Robyns Aufnahme in die Bande und natürlich Opa Jacks Ankunft. Er hatte gesagt, wir könnten ihn alle „Opa“ nennen, sonst wäre es seiner Meinung nach zu Verwechslungen gekommen.

Alles war genauso, wie es sein sollte!

Sogar auf die Schule, die morgen begann, freute ich mich. Denn Jack und ich hatten herausgefunden, dass ich in seine Klasse an der Marcwood School kommen würde.

Das Beste war aber eigentlich, dass Mama, Paps und ich hier in England bleiben würden. Wir konnten mit in Omas und Opas Haus einziehen.

Ich freute mich sehr, dass wir blieben. Ich hatte hier nämlich jetzt Freunde und sogar Verwandte, die ich nicht einfach so zurücklassen konnte.

Ich hatte meinen Platz gefunden!

Natürlich würde ich Fannie und Frau Nepomuck vermissen. Sehr sogar. Aber manchmal muss man etwas zurücklassen, um etwas Neues anzufangen.

Und schließlich kann nichts und niemand *ganz* perfekt sein!

*

EINE KURZE ÜBERSICHT

- 1972: Jack und Else heiraten mit Valentina als Trauzeugin
- 1974: Geburt von Marie
- 1976: Geburt von Anne
- 1979: Scheidung, Jack zieht nach England
- 1982: Hochzeit von Jack und Valentina
- 1984: Geburt von Stefanie
- 2002: März: Jack, Valentina und Stefanie ziehen nach Deutschland
November: Trennung von Jack und Valentina, Jack reist zu seinem Vater
- 2009: Januar: Stefanie heiratet Christopher
Februar: Jacks Vater stirbt
März: Valentina zieht wieder nach England
Mai: Jack reist zu seinem Cousin nach Polen
Juli: Stefanie telefoniert mit Jack
- 2010: April: Geburt von Nena
- 2022: Juli: Nena fliegt mit ihrer Familie nach England. Sie und ihre Bande beginnen mit den Nachforschungen nach Opa Jack
August: Mr. R.W. ruft Opa Jack aus England an und er kommt zurück nach England

KLAPPENTEXT

Das Leben der elfjährigen Nena wird buchstäblich auf den Kopf gestellt, als ihre Mutter beschließt, vorübergehend nach England zu ziehen, um sich um Nenas kranke Oma, die dort lebt, zu kümmern. Dabei kennt Nena diese Oma nicht einmal!

Was soll sie also in England, wo sie niemanden richtig versteht und ihre Hundefreundin Fannie vermisst?

Doch als sie Lucy kennenlernt, verändert sich alles. Zusammen mit einer Bande von deutschen Kindern wird Nena in ein Abenteuer hereingezogen, in dem es gilt, ihre Familiengeschichte zu entschlüsseln und einen verschollenen Großvater zu finden...